This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DB
847
.P49
v.3

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Johann Pezzl

Neue Skizze von Wien.

Drittes und letztes Heft.

Wien.
In der Degenschen Buchhandlung.
1812.

XCIII. Lücken im öffentlichen Unterricht Seite 80
XCIV. Abnahme der Literatur und Lectüre 85
XCV. Die Philosophie ohne Beynahmen 90
XCVI. Kostbare Meubeln 95
XCVII. Tadler und Spötter 98
XCVIII. Unterhändler. — Unterhändlerinnen 102
XCIX. Die Gesellschaft adelicher Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen 106
C. Neueste Finanz-Verfügungen. — Verschwindung der Bancozettel. — Einlösungsscheine 111
CI. Medicinische Moden 117
CII. Schnurrbärte und Schnürbrüste . . 121
CIII. Mittel zur ehelichen Eintracht . . 126
CIV. Geldsucht 130
CV. Schilderung Wiens für die Pariser, von Malte-Brun 134
CVI. Consumtions-Tabellen von den Jahren 1810 und 1811 146
CVII. Volkslisten 148

LXXV.

Die neueſten Schickſale Wiens.

Noch einmahl ergreife ich die Feder, um das ſkizzirte Gemählde Wiens, ſo weit es thunlich iſt, ſeiner Vollendung näher zu bringen.

Welche unerwartete Schickſale haben dieſe Stadt betroffen, ſeit dem ich im Jahre 1805 zum letztenmahl von ihr ſprach! — Welche Stürme und welche Sonnenblicke walteten unterdeſſen abwechſelnd über ihr! — Welche Leiden und welche Freuden haben ihre Bewohner ſeit dem erlebt!

Kaum war im Jahre 1805 das zweyte Häft aus der Preſſe, als der ſchon ſo lange wüthende Krieg neuerdings losbrach, und dießmahl ſich bis in die Straßen Wiens ſelbſt verpflanzte. Die Uebergabe des achtzig Meilen weit entfernten Ulm bahnte jetzt den Feinden den Weg nach dem ſo lange unbeſiegten Wien, deſſen Thore man ohne Widerſetzlich-

XCIII. Lücken im öffentlichen Unterricht Seite 80
XCIV. Abnahme der Literatur und Lectüre 85
XCV. Die Philosophie ohne Beynahmen 90
XCVI. Kostbare Meubeln 95
XCVII. Tadler und Spötter 98
XCVIII. Unterhändler. — Unterhändlerinnen 102
XCIX. Die Gesellschaft adelicher Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen 108
C. Neueste Finanz-Verfügungen. — Verschwindung der Bancozettel. — Einlösungsscheine 111
CI. Mediciniſche Moden 117
CII. Schnurrbärte und Schnürbrüſte . 121
CIII. Mittel zur ehelichen Eintracht . . 126
CIV. Geldſucht 130
CV. Schilderung Wiens für die Pariſer, von Malte-Brun 134
CVI. Conſumtions-Tabellen von den Jahren 1810 und 1811 140
CVII. Volkslisten 148

LXXV.

Die neueſten Schickſale Wiens.

Noch einmahl ergreife ich die Feder, um das ſkizzirte Gemählde Wiens, ſo weit es thunlich iſt, ſeiner Vollendung näher zu bringen.

Welche unerwartete Schickſale haben dieſe Stadt betroffen, ſeit dem ich im Jahre 1805 zum letztenmahl von ihr ſprach! — Welche Stürme und welche Sonnenblicke walteten unterdeſſen abwechſelnd über ihr! — Welche Leiden und welche Freuden haben ihre Bewohner ſeit dem erlebt!

Kaum war im Jahre 1805 das zweyte Häft aus der Preſſe, als der ſchon ſo lange wüthende Krieg neuerdings losbrach, und dießmahl ſich bis in die Straßen Wiens ſelbſt verpflanzte. Die Uebergabe des achtzig Meilen weit entfernten Ulm bahnte jetzt den Feinden den Weg nach dem ſo lange unbeſiegten Wien, deſſen Thore man ohne Widerſetzlich-

keit öffnete. . . . Am 13. November zogen sie — beynahe eben so sehr erstaunt als die Wiener selbst — durch die Linien der Kaiserstadt. Man sah sie zwar mit ruhiger und gutmüthiger Neugierde, aber doch mit gekränktem Nationalstolz durch das Burgthor sich in die Straßen verbreiten, wohin seit dem Böhmen Ottokar und dem Ungarn Mathias keine fremden Truppen mehr gekommen waren.

Und sonderbar! Zehntausend bewaffnete Wiener versahen gemeinschaftlich mit den Franzosen die Wachen der Stadt, und arretirten gelegenheitlich auch die feindlichen Soldaten, welche sich Unordnungen erlaubten. . . .

In den Häusern lebte man indessen auf freundlichem Fuße zusammen, und es knüpften sich manche der innigsten Verhältnisse. Wenn es mitunter einer patriotischen Wienerinn entschlüpfte zu sagen: mais quand on a des *ennemis* dans la ville, fielen die galanten französischen Officiers sogleich ein: „dites, des *étrangers*." — Kurz, es ging alles ziemlich friedlich und schiedlich; die höflichen Gäste zogen am 12. Januar 1806

wieder ab, und gaben den Wienern noch mehrere Monathe interessanten und mitunter lustigen Stoff zur Unterhaltung.

Indessen hatte dem guten Volk nur das Herz nach der Ansicht seines Landesherrn geschlagen, und als Derselbe am 16. Januar bey der Donaubrücke ankam, strömte eine Fluth von Tausenden dahin, und begleitete den Monarchen unter Händeklatschen und Freudengeschrey, wie im Triumph, bis zur Metropolitankirche, wo Ihm Blumen gestreut, das Herr Gott dich loben wir! angestimmt, und dieser Tag als der schönste Tag Wiens gefeyert wurde.

Der 24. November 1807 war abermahl ein festlicher Tag für die Kaiserstadt, weil an diesem das Monument Josephs II., seine kolossale Statue zu Pferde, feyerlich aufgedeckt wurde. — Der ganze Josephsplatz war neu herausgeputzt, und ringsum mit Schaugerüsten versehen. Gegen Mittag versammelte sich auf demselben die ganze kaiserliche Familie, nebst allem was Wien von Einheimischen und Fremden Großes und Ansehnliches hatte. —

Die adelichen Leibwachen ſchloſſen den erſten Kreis um die Statue; ein Bataillon ungariſcher Grenadiers bildete von außen ein Viereck. Auf ein gegebenes Signal fiel das, aus den öſterreichiſchen Wappenfarben gemachte, und über die Statue geſpannte Zelt zu Boden; Trompeten und Pauken erſchallten von zwey Seiten; das Händeklatſchen und Vivatrufen des Volks fiel in den Paukenſchall; die Sonne ſtrahlte in eben dem Augenblick freundlich auf das hellglänzende Kunſtgebilde. Eine Salve des Bataillons und der Donner der auf den Baſteyen aufgeführten Kanonen beſchloß die Feyerſcene, und friſchte das Andenken jenes Monarchen auf, der zwar auch ohne Statue ſtets unvergeßlich ſeyn würde, wie die ihm zuerſt beſtimmte Aufſchrift ſagte *).

Am 6. Januar 1808 neuer Jubeltag.... Es wurde das dritte Beylager des Kaiſers mit hier ſeit lange ungewöhnlicher, und ſeit der großen Maria Thereſia nicht mehr geſe-

*) In suorum animis immortali.

hener Pracht gefeyert. Die Hoffeste dauerten mehrere Tage, an denen auch das Publicum durch Freyspectakel, Freyredoute u. s. w. Theilnahme hatte; der Leopoldsorden ward bey diesem Anlaß gestiftet, zum Denkmahl auf Kaiser Franzens Vater (so wie die Statue zum Denkmahl auf seinen Oheim errichtet worden war); eine Menge von Gnaden, Würden, Titeln, Bändern, Sternen und goldenen Schlüsseln wurde an verdiente Staatsbeamte und Kriegsmänner vertheilt.

Kaum war ein Jahr vorüber, da brach einer der größten Stürme los. Der letzte Kampf gegen Frankreich begann, und es war im Buche des Schicksals geschrieben, daß die Streiche davon vorzüglich auf Wien fallen sollten. Am 9. May 1809 besetzte ein Corps der feindlichen Armee die Vorstadt Mariahülf sammt den benachbarten Gründen, und rückte bis auf die Esplanade vor, wo es aber dießmahl mit Kanonenschüssen empfangen wurde, denn man ließ es jetzt auf eine Belagerung ankommen — eine Erscheinung, die seit dem Jahre 1683 nicht einge-

treten war. — Die ungeschliffenen Türken bemühten sich damahls hauptsächlich, die Festungswerke zu beschießen, zu unterminiren und dann zu bestürmen; die Franzosen hingegen ließen die Festungswerke unberührt, und drohten der Stadt den Ruin durch ein Bombardement, welches am 11. May Abends um neun Uhr anfing, und bis um drey Uhr dauerte. Eine Capitulation machte der Verwüstung ein Ende, und am 13. frühe besetzte die Division Oudinot das betäubte Wien.

Die wechselseitige Stimmung war dießmahl nicht mehr wie im Jahre 1805. Die unerwarteten Gäste ließen uns bey jeder Gelegenheit eindringlich fühlen, daß sie die Sieger waren. Eine höchst zahlreiche Einquartirung mußten die Hauseigenthümer der Stadt und der Vorstädte auf ihre Kosten unterhalten. Wie kostbar die Requisitionen mancherley Art wurden, schließe man daraus, daß z. B. aus der Hauptstadt allein wenigstens 300000 Ellen Leinwand und zwey Millionen *litres* Wein (etwas über eine Million Wienermaß)

in die benachbarten Lager, Spitäler und Cantonirungen geliefert werden mußten, ohne hierzu den Wein zu rechnen, den die einquartirten Truppen in der Stadt selbst verbrauchten.

Indessen bereitete sich die Schlacht bey Aspern vor. Man konnte von den Glockenthürmen, von den Dächern der gegen Nordost liegenden Häuser der Stadt und Vorstädte, auch von den Linien beym Belvedere, die Stellung und den Kampf der beyderseitigen Heere auf dem Marchfelde deutlich sehen, und die schreckliche und unausgesetzte Kanonade machte die Fenster der Stadt klirren.... Das nähmliche war es während der Schlacht bey Wagram: der Kanonendonner hallte so vernehmlich, als ob er aus dem nahen Prater käme.... Ein in seiner Art einziges und schreckliches Schauspiel! Zwölfhundert Klafter von der Hauptstadt zwey Schlachten — worin 200000 Mann gegen einander standen — die größten Schlachten, welche seit einem Jahrtausend in Europa sind geschlagen worden, unthätig und bange ansehen zu müssen!

Zwar wurde wenige Tage darauf ein Waffenstillstand geschlossen, und eine Friedensunterhandlung angefangen, über deren Ausgang man aber noch in Ungewißheit schwebte, als am 14. October um drey Uhr Nachmittags plötzlich der Kanonenknall die Stadt in Schrecken, und wenige Minuten darauf in Freude versetzte, da man vernahm, es sey die laute Bothschaft des geschlossenen Friedens.

Am 16. begann das Sprengen der schönen Festungswerke, und dauerte mit Zwischenräumen über vierzehn Tage lang. Für die Stadt war diese Operation keineswegs gleichgültig, denn jede Explosion der Minen wirkte wie ein nahes Erdbeben, auf die Gebäude.

Am 20. November verließen die feindlichen Krieger die Stadt. Am 26. rückte wieder vaterländische Garnison ein; und Tags darauf kam der Kaiser unvermuthet und ohne allem Prunk in seiner Burg an, die sich augenblicklich mit einer Menschenmenge füllte,

welche den Monarchen gleichsam auf den Händen über die Treppen hinauf trug.

Noch waren nicht drey Monathe verflossen, und, o unergründlicher Wechsel aller irdischen Dinge! Napoleon, der bereits vier mörderische Kriege gegen Oesterreich gefochten, dessen Heere noch vor wenigen Wochen die Gefilde um Wien zum Schauplatz des Schreckens gemacht hatten, freyte jetzt um die älteste Prinzessinn Franzens! .... Schon begann man bey Hofe Vorbereitungen zu dieser Feyer zu veranstalten; der Großbothschafter erschien; die Trauung ward vollzogen, und mancherley Feste verherrlichten das überraschende Familien-Bündniß. Am 6. März schied die junge Kaiserinn der Franzosen aus ihrer Vaterstadt, und das erstaunte Wien sieht seit dem einem Verhältniß entgegen, wie es schon einst zwischen diesen beyden Höfen zu ihrem wechselseitigen Wohl vorhanden war.

LXXVI.

Die Neue Burg.

Als die Kaiſerinn Maria Thereſia von der Krönung ihres Gemahls aus Frankfurt kommend, durch Würzburg reiste, und dort beym Biſchof ſpeiste, ſagte ſie: „Herr Biſchof, Sie haben wahrlich ein viel hübſcheres Reſidenzſchloß hier als meine Burg in Wien iſt.“ — Ja, Euer Majeſtät, verſetzte der Biſchof, es iſt ein ganz leidliches Pfarrhöflein. — Dieſes angebliche Pfarrhöflein iſt bekanntlich einer der ſchönſten Palläſte in Deutſchland, und die Burg zu Wien ſieht gegen die Reſidenz in Würzburg nicht viel beſſer aus als eine ſchlichte alte Caſerne.

Darum war auch ſchon öfter die Rede davon, dieſes alte Gebäude einzureißen, und einen Pallaſt herzuſtellen, würdig eines Kaiſers. Carl VI. fing dieſes Unternehmen wirklich nach dem ſchönen Plan des Fiſcher von Erlach an; allein es kam, ich weiß nicht warum, bald wieder ins Stocken, und ſo ſteht dieſe halb neue und halb alte Burg

unsymetrisch und unvollendet da, und gibt ganz und gar keinen imposanten Anblick. ... Von jener Zeit an hat man schon mancherley Plane zu einem neuen Kaiserpallast gemacht. Darum will auch ich es wagen, den Vorschlag zu einer neuen Burg zu thun, den vielleicht bessere Zeiten einst noch ausführen sehen.

Seit dem Wien aufgehört hat eine Festung zu seyn, ist eine der größten Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, die stets dem Bau einer neuen Burg im Wege standen. Die Stadt ist nun so gut als ein offener Platz, und somit ist es Einerley, ob die Burg in oder außer derselben stehe. In der Stadt selbst ist ganz und gar kein Raum zu einem kaiserlichen Pallaste; also nehme man einen außer derselben.

Der Bezirk von den kaiserlichen Stallungen bis in die Stiftgasse, und von der Mariahülferstraße bis zur breiten Gasse, gibt das bequemste Locale zu einem gut gelegenen und geräumigen Pallaste. Das Gebäude, welches jetzt die Stallungen ausmacht, ist

im ſchönen regelmäßigen Styl und ſolide aufgeführt, und hat die angenehmſte Lage vor ſich: auf einer ſanften Erhöhung genießt es einer freyen und weit ausgedehnten Ausſicht beynahe über den ganzen Halbzirkel zwiſchen der Stadt und den Vorſtädten; es beherrſcht mit der Fronte das Glacis, wo ſich ein angenehmer Garten und eine prächtige Zufahrt anbringen laſſen. . . . Rückwärts die Ingenieur-Akademie, ein ungeheures prächtiges Gebäude, hinreichend für alles nöthige Hofperſonale, mit einem geräumigen Hof, der mit ſchönen Baum-Alleen bepflanzt iſt. Aehnliche Höfe ſind auch bereits hinter den Stallungen befindlich, und die Albertiniſchen Waſſerleitungen geben allem was darin befindlich iſt, reichliches und gutes Waſſer, ein Artikel, der für eine ſolche Gebäude-Maſſe, und für die darin wohnende Legion von Menſchen, beſonders in dem heißen, trocknen und ſtaubigen Wien, von höchſter Wichtigkeit iſt.

Dieſer Bezirk, von allen vier Seiten frey ſtehend, und planmäßig zuſammen ge-

baut, würde unstreitig einen Pallast darbiethen, wie er auf keiner anderen Stelle von Wien anzubringen ist, und der endlich ein Wohnhaus bildete, würdig des Beherrschers der österreichischen Monarchie.

Und weil schon von Aufgebung der Festungswerke die Rede ist, so möchte ich auch den Vorschlag thun, den nun zur Vertheidigung überflüßig gewordenen schönen breiten Stadtgraben auf eine Art zu benützen, daß dadurch der Stadt selbst manche Bequemlichkeit und mancher Vortheil zuwüchse.

Könnte man nicht die bis jetzt in der Stadt befindlichen Backöfen der Bäcker, die so oft Feuersgefahr drohen, in den Stadtgraben versetzen? — Könnte man nicht die in der Stadt befindlichen Fleischbänke, welche übeln Geruch und ungesunde Ausdünstungen über ihre Nachbarschaft verbreiten, in den Stadtgraben versetzen? — Könnte man nicht die in der Stadt befindlichen Schmieden, wie auch die Schlosser, Kupferschmiede, Klampferer (Klempner) und andere lärmende Gewerbe in den Stadtgraben verlegen?

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man für einige dieſer Gewerbe die nöthigen Brunnen in ihrer Nähe graben, und neben den Stadtthoren, oder wo es ſonſt noch thunlich wäre, bequeme Wege zu ihrem neuen Standort anlegen müßte, um die Gemeinſchaft mit der inneren Stadt zu erleichtern.

LXXVII.

Hof-Trauer.

Die regierenden Fürſten von Europa machen bekanntlich alle zuſammen Eine einzige große Familie aus — wenigſtens nennen ſie in der diplomatiſchen Sprache alle einander Brüder und Vettern. Wenn alſo irgend ein Glied dieſer großen Kette den peremtoriſchen Satz beſtätiget:

pallida mors aequo pulsat pede
pauperum tabernas *Regumque turres*,

ſo iſt es natürlich, daß die ganze erlauchte Sippſchaft daran Theil nehme, und daß ſie, nach allgemein eingeführter Sitte, Trauer anziehe.

Bey einheimischen Todesfällen, und auch bey auswärtigen von größerer Bedeutung, schreibt eine eigens gedruckte und vom Hofe ausgetheilte Trauer-Ordnung jedesmahl genau vor: Wer, und wie lange man aufgeriebenes Tuch, Pleureusen, angelaufene Degen und Schnallen, einfache Manschetten, Weiberkappen mit schwarzem Flor und weißen Palatinen u. s. w. zu tragen habe; item, wann das aufgeriebene Tuch mit Seide, der schwarze Degen, die schwarzen Strümpfe, die blauen Schnallen, mit weißen zu verwechseln seyen u. s. w. und der ganze Hof modelt sich, wie es ziemt, nach dieser Vorschrift.

So weit ist die Sache in der Regel.

Allein aus der Hof-Trauer, die es eigentlich seyn soll, wird in Wien immer eine allgemeine Stadt-Trauer. . . . Da ist keine Frau eines Kanzellisten, keine Frau eines Fabrikanten oder Handels-Commis, selbst keine Frau eines wohlhabenden Schneiders oder Kaffehsieders, die nicht Hoftrauer trägt, wenn ein Prinz von Dänemark oder von Sardinien gestorben ist.

Eine andere gar wunderſame Erſcheinung ergab ſich, als vor einiger Zeit eine Hoftrauer in die Tanzzeit fiel: die Weiber von Ton kamen ſchwarz auf den Ball, und tanzten in Trauer! ... Eine ſolche Extravaganz hatte man ehedem nicht geſehen; denn an einem Balltag legte man ſonſt die Trauer ab, und zog Kleider der Freude an.

Aber — die Weiber mit weißem Fell haben eine auffallende Vorliebe für die Trauerkleidung .... man weiß wohl, warum.

Ein komiſcher Auftritt iſt es, wenn während der Periode einer Hoftrauer ein Geſchäftsmann über ſeinen Arbeiten allenfalls vergißt, ſich für eine unbedeutende Abendgeſellſchaft ſchwarz anzukleiden; oder auch, wenn er weiß, daß in der Geſellſchaft Niemand zugegen iſt, der zum Hofe gehört, und ſich folglich der Trauer entübrigen zu können glaubt. — Schon bey der Thüre iſt ſogar der Lackey unentſchloſſen, ob er den farbigen Herrn auch nur in das Haus einlaſſen ſoll. — Wenn dieſer denn aber doch mit ſeinem grauen Frack bis in das Geſell-

ſchaftszimmer durchdringt: ſo entſteht beynahe eine Art von Schrecken, der die luſtige ſchwarze Geſellſchaft ergreift, über die Erſcheinung des Mannes im farbigen Kleide. — Kein Menſch will ſich mit ihm in Converſation einlaſſen; und die es noch thun, können ihre Verlegenheit über ſeinen Uebelſtand nicht verbergen. Das beſte, was der unglückliche Gefarbte bey dieſen Umſtänden thun kann, iſt, ſobald als möglich ſich wieder zu eclipſiren. — Die Frau vom Hauſe will nicht das Anſehen haben, als ob unbedeutende Leute zu ihr kämen.

Will der Mann quaestionis ſeine begangene Sünde wieder gut machen, ſo muß er am nächſten erſten Geſellſchaftstage de pied en cap ſchwarz erſcheinen.

Die Officiers tragen als Hoftrauer bloß einen Streif von ſchwarzem Flor um den Arm. — Man hat ſchon öfter den Vorſchlag gethan, den unteren Beamten ebenfalls einen ſolchen Streif von Flor zu geben, um ihnen den theuern ſchwarzen Anzug zu erſparen. Sollte man es glauben! ſie haben

ſelbſt gegen dieſen ökonomiſchen Vorſchlag proteſtirt.

Wenn der regierende Landesherr ſtirbt, werden die Fahnen und die Trommeln der Armee mit ſchwarzen Flören behangen.

LXXVIII.

Der Leopolds-Orden.

Nachdem Kaiſer Franz ſeinem großen Oheim, Joſeph II., das ſchöne Monument ſeiner Dankbarkeit, die koloſſale Statue geſetzt hatte, worauf er ihn ſelbſt als ſeinen zweyten Vater erklärt *), wollte Er auch ein bleibendes Denkmahl auf ſeinen wirklichen Vater zu Stande bringen, und ſtiftete als ſolches den Leopolds-Orden.

*) Die Inſchrift am Fußgeſtelle dieſer Statue iſt folgende:

Josepho II. Aug. qui saluti publicae vixit non diu sed totus, Franciscus Rom. et Aust. Imp. ex fratre nepos *alteri parenti* posuit.

Wenn man dieſe beyden Monumente mit einander vergleicht, ſo iſt man unſchlüſſig, welchem von beyden man den Vorzug geben ſoll. .... Schön iſt es ohne Zweifel, in kunſtreichen Erzgebilden ſeinem Volke Jahrhunderte, vielleicht Jahrtauſende vorſchweben, und den ſpäteſten Enkeln noch die Züge weiſen, unter denen man in menſchlicher Hülle ſo große Dinge zum Wohl ihrer Urväter that.... Aber nicht minder ſchön iſt es, mit dem Gepräge ſeines Nahmens das Verdienſt in jedem Stande, ohne Rückſicht auf hohe Geburt oder glänzende Würden, belohnt und geehrt zu wiſſen.

Dieß iſt der Zweck des Leopolds-Ordens.— Nachdem durch den Orden des goldenen Vließes für hohe Geburt und hohe Würden, durch den Stephans-Orden für Verdienſte um den Staat auf der politiſchen Laufbahne; durch den Thereſien-Orden für Tapferkeit im Kriege geſorgt war, ſtand noch die Lücke offen, das Verdienſt erworbener Kenntniſſe im wiſſenſchaftlichen Fache, das Verdienſt der Betriebſamkeit, des Gewerbfleißes und

andrer patriotischer Anstrengungen auf eine ähnliche ehrenvolle Weise zu krönen; und diese Lücke hat Kaiser Franz im Jahre 1808 bey Gelegenheit seiner dritten Vermählung ausgefüllt, als Er den Leopolds-Orden schuf. . . . Der Zweck desselben ist, laut der darüber gegebenen Stiftungs-Urkunde „die „öffentliche Anerkennung und Belohnung der „um den Staat und das Haus Oesterreich „erworbenen Verdienste;" und seine schöne Devise: „Der Rechtschaffenheit und dem Verdienste *)" welche nicht mehr versprechen, als sogleich auch gehalten wurde.

Nicht nur die Mitglieder des höchsten Kaiserhauses; nicht nur Fürsten, Minister, Feldherren, hoher Adel, hohe Geistlichkeit, obere und andere Staatsbeamte, erhielten diesen Orden, sondern jetzt in Oesterreich zum erstenmahl auch Männer, die durch Handel und Gewerbe sich auszeichnete Verdienste erwarben; ja sogar Gelehrte von Beruf. . . . Wenn schon ehedem Martini, Sonnenfels,

*) Integritati et Merito.

Zeiler u. s. w. den Stephans-Orden erhielten, so hatten sie ihn mehr in der Eigenschaft politischer Geschäftsmänner; aber seit der Stiftung des Leopolds-Ordens sind auch Schemerl und Pacassi die Hydrauliker, Jordan der Oekonom, Triesnecker und Burg die Astronomen, Gerstner der Mathematiker, Scheren der Naturforscher u. s. w. mit jenem Symbol der Dankbarkeit des Staats geschmückt. — Ohne Zweifel ein mächtiges Triebrad für aufblühende Patrioten der unteren Stände, sich durch ähnliche Verdienste einst auch in die glänzende Gesellschaft dieses Ordens versetzt zu sehen!

Bis auf unsere neuesten Zeiten war es am österreichischen Hofe eine streng beobachtete Regel, daß derselbe für seine Mitglieder und Staatsbeamte weder auswärtige Orden annahm, noch seine einheimischen Civil-Orden in fremden Staaten austheilte.

Die neue Familien-Verbindung mit dem französischen Hofe hat diese Regel aufheben gemacht. Man sieht seit dem das Kreuz der französischen Ehren-Legion in der Burg zu

Wien, wie die Insignien des Stephans- und Leopolds-Ordens im Tuillerien-Pallast zu Paris.

LXXIX.

Denkmahle verdienter Männer.

Alle policirten Völker fühlten eine Art von Drang der Dankbarkeit, ihre um das Vaterland verdiente Männer durch öffentliche Denkmahle auf irgend eine Art zu verewigen: ein achtungswerthes Gefühl! sie ehrten dadurch ihre Heroen, und nicht minder auch sich selbst.

Ohne der zahllosen Statuen verdienter Männer des alten Griechenlands und Roms *) zu erwähnen, gibt es von Lisbon bis Petersburg keine Hauptstadt des heutigen Europa, die nicht mit solchen Denkmahlen prangt; und es war der schrecklichste Beweis

*) Cerasque in imagine stantes.

von der tiefſten Verwilderung des franzöſiſchen Revolutions-Pöbels, daß er die Bildniſſe Heinrichs IV. umſtürzte, daß er die Grabſtätten in St. Denys verwüſtete. . . .

Wenn Wien auch keine außerordentlich prächtige Monumente ſeiner verdienten Männer aufzuweiſen hat, ſo beſitzt es doch einige einfache Denkmahle dieſer Art, und dadurch iſt das Weſentliche der Sache erfüllt: etwas mehr oder minder Glanz erhebt und ſchwächt das Andenken des Geehrten in den Augen des Weiſen nicht.

Ich ſpreche hier nicht von den Landesbeherrſchern ſelbſt, unter denen Carl VI. eine Statue in der Hofbibliothek; Maria Thereſia und Franz Büſten im kaiſerlichen Zeughauſe, und dieſer Letztere noch eine Statue zu Pferde im Paradiesgärtchen; Joſeph II. ſeine Statue auf dem Joſephsplatz und eine Büſte in der Militär-Akademie; Leopold II. ſeinen Sarkophag in der Auguſtinerkirche, und endlich der jetzige Kaiſer ſeine Büſte im zoologiſch-phyſikaliſchen Cabinett hat: ich führe

nur jene Männer an, durch deren Denkmahle der Staat sie und sich selbst ehrt:

Eugen von Savoyen,

Maximus ille sago, maximus ille toga! jener Rächer, jener Aufrechthalter der Monarchie, der Schrecken Ludwigs und der Osmanen, dessen Arm mit gleicher Kraft und Einsicht den Degen und die Feder führte, hat sein Grabmahl in der Stephanskirche.

Leopold Daun, der zum erstenmahl den sich selbst bereits für unüberwindlich haltenden, und von der ganzen Welt für unsiegbar gehaltenen Preußischen Friedrich schlug, hat sein von Maria Theresia ihm gesetztes Monument in der Augustinerkirche.

Wenzel Liechtenstein, jener Schöpfer der österreichischen Artillerie, der dem Staate Millionen von seinem Vermögen opferte, hat seine Büste im kaiserlichen Zeughause.

Gerhard van Swieten, der Reformator des öffentlichen Unterrichts, und seit dessen Zeit es keinen Besessenen mehr in Oesterreich gibt, weil er die kranken Teufel durch Purganzen, die boßhaften Teufel aber durch

Karbatschhiebe austrieb, hat seine Büste im medicinischen Hörsaale der Universität, und ein Grabmahl im Augustinerkloster.

Moriz Lacy, welcher die Administration der österreichischen Armee in die musterhafteste Form gebracht hat, und

Gideon Loudon, jenes fulmen belli, der nichts gethan zu haben glaubte, so lange noch etwas zu thun übrig war *), diese beyde haben ihre Büsten im großen Saale des Hofkriegsraths, mit den ihnen von Joseph II. gesetzten Inschriften, den getreuen Denkmahlen ihrer Verdienste.

Wenzel Kaunitz, der Omnia homo unter Maria Theresia, welcher den politischen Verhältnissen von ganz Europa eine neue Wendung gab, und das Vertrauen von vier auf einander folgenden Souverains genoß, hat seine Büste im Belvedere, der aber großen Theils die Aehnlichkeit mit dem Originale mangelt.

---

*) Nil actum reputans, si quid superesset agendum.

General Schmidt, der zu Ende des Jahrs 1805 den Sieg bey Dürrenſtein mit ſeinem Leben bezahlte, hatte ſein Denkmahl in der hieſigen Ingenieur-Akademie, welches aber vor kurzem nach Krems überſetzt worden iſt, in deſſen Nähe er den Tod fürs Vaterland ſtarb.

Collin, der Tragödien-Dichter, erhält ein Denkmahl in der Carlskirche, durch die Freunde ſeiner Muſe errichtet.... Er iſt ſomit glücklicher als der Geſchichtſchreiber der Deutſchen *), als ſeine Muſenbrüder Denis, Blumauer und Alxinger, wovon nur dem Letztern ſeine perſönlichen Freunde ein Andenken in den Gärten zu Schönau und Pötzelsdorf geſtiftet haben.

*) Michael Ignaz Schmid.

LXXX.

Verlorne Sachen.

Die Rede iſt hier nicht von ſolchen verlornen Sachen, die täglich durch gedruckte und geſchriebene Zettel an den Straßenecken, Kirchthüren, Schauſpielhäuſern u. ſ. w. angezeigt werden, als da ſind: Brieftaſchen, Sackuhren, verlaufene Hunde, ausgeflogene Vögel, Doſen, Ohrringe, Schmucknadeln, Regenſchirme, Armbänder u. ſ. w.

Ich will von anderen in Wien verlornen Dingen ſprechen, die vielleicht in einem Jahrhundert nicht wieder gefunden werden, die keine Zeitung, kein Gaſſenzettel ankündigt, und auf die Niemand zu achten ſcheint, deren Verluſt aber mir ſehr zu Herzen geht.

Verloren iſt der alte Frohſinn der Wiener.

Verloren iſt die ehemahlige Genügſamkeit.

Verloren iſt die zuvorkommende Bonhommie.

Verloren iſt die allgemeine Geſelligkeit und Gaſtfreundſchaft.

Die Ausländer ſpotteten vor fünf und

zwanzig Jahren über die Wiener, daß sie größten Theils mit einer Art von Gedankenlosigkeit herum wandelten, fleißig gebackene Hühner und Kalbskeulen schmausten, auf den runden Bauch klopften, und sich der guten Zeiten freuten. . . . Diese angebliche behagliche Gedankenlosigkeit ist nur gar zu sehr verschwunden! . . . Man stelle sich jetzt an eine Straßenecke, und physiognomisire die Vorüberwandelnden: eine bange Hastigkeit im Gange; der Ausdruck der Unruhe, der Besorglichkeit, der Verlegenheit, der Unzufriedenheit u. s. w. mahlt sich abwechselnd auf den Gesichtern der sich drängenden und treibenden Volksmasse. — Unter funfzig Physiognomien ist kaum Eine, aus welcher der alte wienersche Frohsinn strahlt.

So ist es auch mit der ehemahligen Genügsamkeit. Jeder Stand war, in der Regel, mit seinem Loose zufrieden: der Domestik, der Handarbeiter, der Bürger, der Beamte, der Handelsmann begnügte sich mit dem Aufwande, mit der Hauseinrichtung, mit den Ergötzlichkeiten, die seinem Stande angemessen

waren. — Jetzt will jederman über ſeine Sphäre hinausklettern, einer dem andern über den Kopf ſteigen, einer dem andern überglänzen. Alles tritt aus den Gränzen der ehemahligen Genügſamkeit; und da dieſe Sprünge nicht immer gelingen, ja wohl gar manchmahl einen halsbrechenden Sturz zur Folge haben, ſo iſt es vollends für ſolche Leute auf immer mit Genügſamkeit und Zufriedenheit zu Ende.

Von der weiland mit Recht gerühmten Bonhommie oder Gutmüthigkeit der Wiener, wie ſelten erſcheinen mehr ihre Wirkungen! ... Wie ſehr ſchmerzt es den Biedermann, an der Stelle derſelben häufig Egoismus, Kaltſinn, auch wohl Ränkemacherey und hämiſche Schadenfreude, ja mitunter ſogar rohe Gewaltthätigkeit zu erblicken!

Geſelligkeit! Du ſüßes Band gebildeter Menſchen, wie locker ſind deine Fäden geworden, wie viele derſelben ſind gänzlich abgeriſſen! ... Wenn nicht die Liebe bey den jungen, und die Langweile bey den alten Leuten die Wiener noch einigermaßen zuſammen führte, ſo wäre die Geſelligkeit beynahe

gar nicht mehr zu finden. . . . Alles iſolirt ſich; Alles verſperrt ſich; Alles iſt wie mit der Menſchenſcheue befallen. . . . Es iſt eine Art von Rieſenarbeit, eine Geſellſchaft von einem Dutzend nur halb und halb zuſammen paſſender Köpfe zu irgend einem gemeinſchaftlichen — luſtigen oder ernſthaften — Zweck zuſammen zu treiben. . . . Aber daran ſind freylich auch die ausgeſtandenen Stürme, die davon gebliebenen Folgen, und die noch ſtets dauernden bänglichen Zeitumſtände größten Theils Schuld.

Die Gaſtfreundſchaft iſt dermahlen in der Regel faſt nichts mehr als Vehikel eines eiteln Prunks, um ſeinen Reichthum und ſein Tafelſervice zur Schau zu ſtellen, oder, was noch ſchlimmer iſt, Vehikel des Eigennutzes und der Intrigue. . . . Ehemahls bewirthete man Leute von Verdienſten, Leute von Geiſt und muntrer Laune, welche die Geſellſchaft durch Kenntniſſe und Ideenreichthum angenehm zu unterhalten, welche das Mahl mit dem Salze des Witzes zu würzen verſtanden. . . . Wie oft werden hingegen

heut zu Tage bloß deßwegen Leute zur Tafel geladen, weil man durch sie entweder ein Geldgeschäft einfädeln; durch die zweyte, dritte, vierte Hand eine Protection erschleichen; auf eben solche Art die günstige Wendung einer mißlichen Angelegenheit erkaufen, oder ein Geheimniß ausspähen will; oder weil man bereits eine von jenen Absichten durchgesetzt hat. Mitunter braucht man allenfalls auch einen Tischfreund, auf den die Stelle paßt:

— — doctus spectare lacunar,
doctus et ad calicem vigilanti stertere naso.*)

Es gibt zwar noch Ausnahmen von dieser häßlichen Regel, aber nicht gar viele.

Statt der alten Biederkeit und Rechtlichkeit herrscht jetzt leider so viele Verstellung, Doppelzüngigkeit, Sucht, andere zu übervortheilen und zu hintergehen, und noch manche widerliche Symptome der Selbstsucht, der Falschheit und der Gewinnsucht, daß es

*) Der zu rechter Zeit auf die Seite sehen, oder neben der Weinflasche den Schlummernden machen kann, wie es Sulpicius Galba that.

leider keiner geschriebenen Beweise derselben bedarf, und sie jeder tagtäglich selbst in seinen Geschäften und Verhältnissen zur Genüge fühlen wird.

Beynahe möchte man mit Juvenal neuerdings ausrufen:

Terra malos homines nunc educat atque pusillos! *)

O! wie viele der verlornen guten Sachen wären noch anzuführen! aber.....

LXXXI.

Was bezahlt sich besser?

Wenn die jungen Wiener in die Jahre kommen, wo sie sich für einen künftigen Stand entscheiden sollen, so ist gewöhnlich nicht mehr die Frage: Wozu hat der Jüngling Neigung? — Wozu taugen allenfalls seine Ta-

*) Die Erde bringt jetzt nur böse und kleindenkende Menschen hervor.

leute, seine bisher geäußerten Fertigkeiten? — sondern die speculativen Väter, Vormünder, oder Anverwandte fragen sich selbst: Was bezahlt sich besser? . . . Und der Junge wird nun überredet, oder wohl auch gezwungen, sich in die Arme des einträglicher scheinenden Berufes zu werfen.

Es war eine Zeit, wo jeder Jüngling von einiger Erziehung Beamter werden sollte und wollte, weil er dadurch ein Gnädiger Herr ward, weil damahls die Stelle eines Beamten ziemlich bequem war, ein wichtiges Ansehen gab; weil sie mancherley Vorzüge, Accidenzen, Sporteln u. s. w. gewahrte; kurz, weil sie sich besser bezahlte als mancher andere Stand. — Seit ziemlich langer Zeit, da mehrere dieser Prärogativen nach und nach erloschen sind, ist auch der Eifer nach Beamtenstellen erkaltet.

Zu einer anderen Zeit wollte Alles, was nicht in der Classe der Handwerksleute bleiben mußte, Agent; wieder zu einer anderen, Alles Mediciner; und noch ein andermahl Alles Advocat werden, weil diese Metiers

ſich beſſer bezahlten als andere. ... Dadurch ward aber allmählig der Agenten, der Mediciner und der Advocaten eine ſolche Menge, daß ſie einander ſelbſt ihr Gewerbe verdarben, und der ehemahls auf ſie ſtrömende goldene Regen, durch die Menge der Auffänger ſo dünne ward, daß es bald nicht mehr viel der Mühe lohnte, ſich unter dieſe kärgliche Traufe zu ſtellen, und daß manche Gefahr liefen, dabey zu verdurſten.

In den neueſten Zeiten iſt das Gedränge beym Tempel des Plutus am ſtärkſten geworden. Alles will heut zu Tage Bankier, Negociant, Großhändler, Kaufmann werden, denn das bezahlt ſich am beſten. — Man ſieht eine wunderliche Miſchung von jungen Leuten in den Schreibſtuben jener Geldumtreiber: viele Jünglinge die zu etwas Beſſern tauglich wären, und nicht wenigere, die von der Natur zu unbedeutenderen Geſchäften beſtimmt ſcheinen.

Dieſes Gedränge wird auch allmählig ſo ſtark, daß eben dadurch die Vortheile jenes Standes verringert werden müſſen, und

daß es unmöglich mehr so viele Geldgeschäfte geben wird, als sich Candidaten dazu melden.

Auf diesen Fall gibt es indessen noch andere Auswege für junge Herren, die bloß fragen: Was bezahlt sich besser? ... Die artes ludicrae haben im Puncte der Einträglichkeit schon seit den Zeiten der Athenienser bey allen sogenannten politen Völkern den wahrhaft nützlichen Künsten den Rang abgelaufen. — Erinnert Euch, welche Summen Geldes die Caffarelli, Farinelli, Marchesini und Crescentini, die Vestris, die Guimards u. s. w. zusammenschleppten; was auch noch in unseren Zeiten die Sopranisten, die Tänzer, die Luftspringer, die Kunstreiter, die primi buffi, die prime donne, ein berühmter Harlekin u. s. w. verdienen. ... Fragt nach der Besoldung des Thadädl; haltet sie mit jener eines Professors oder eines von den mittleren Staatsbeamten zusammen, und die Frage: was sich besser bezahle? ist sogleich beantwortet.

LXXXII.

Die Verlebten.

In den großen Städten gibt es eine eigene Varietät von Menſchen, die man an kleineren Orten, und beſonders auf dem Lande nicht findet. Dieſe Leute ſind die Verlebten *).

Einem ſolchen Unglücklichen ſind durch ſeine hohe Geburt, durch glückliche Conjuncturen, oder durch einträgliche Unternehmungen eines rührigen Vaters, einige Tonnen Goldes zugefallen, und ſomit iſt er von dem großen Geboth dispenſirt, im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Brod zu eſſen. — Der große Haufe und er ſelbſt hält ſich alſo für ein beneidenswerthes Schoßkind des Glücks, und er nimmt ſich vor, ſeine Tage recht wonniglich hinzubringen.

Kaum über die Knabenjahre hinaus, ſtürzt er ſich kopfüber in den Taumelgenuß

*) Bey den Franzoſen heißen ſie *hommes blasés*.

der großen Welt. — Er glänzt auf Bällen; er treibt jeden Gaumenreitz auf seine Tafeln zusammen; er jagt alljährlich ein Dutzend der schönsten Zug- und Reitpferde lahm; er leert beym Soupee mit lockeren Kameraden die Flaschen mit den feurigsten Weinen zu Dutzenden; er hält sich Mätressen jedes Alters und jeder Qualität; er rennt von Lustparthie zu Lustparthie. — Er ist der lustige Ueberall und Nirgends.

In diesem Wirbel rollt er einige Jährchen fort.... Zu seinem Erstaunen bemerkt er jetzt eine Anwandlung von Langweile bey den rauschendsten Freudengelagen; eine Abspannung seines Muskelspiels bey den ausgesuchtesten Genüssen.... Er stutzt darüber; wechselt Belustigungen, Mätressen; läßt seine Speisen mehr würzen, verstärkt das Feuer seiner Getränke. — Das thut anfangs einige Wirkung. Die neuen Reitzmittel spannen die erschlafften Fiebern auf einen höheren Ton. Aber wenige Jahre eilen vorüber, mit neu raffinirten Genüssen ausgefüllt.... Die schon einmahl begonnene Abspannung ergreift

nun mit gedoppelter Macht sein Nervensyſtem, und mit dreyßig Jahren iſt der Freudenjäger ein verlebter Greis.

Er geht in die Spectakel und — hat Langeweile.

Er gibt Geſellſchaften und Bälle, und — hat Langeweile.

Er beſucht die entzückendſten Naturſcenen, und — hat Langeweile.

Alle Harmonie der Muſik; ſelbſt die reitzendſte Jugendfülle eines Weibs, laſſen ihn kalt und gleichgültig. . . . Die reichſtbeſetzte Tafel ekelt ihn an, denn er kann von ihren dampfenden Schüſſeln keinen Gebrauch mehr machen.

Aus Verzweiflung ſchafft er ſich eine Büchersammlung, und will mit dem Geiſte ſchwelgen, wie er bisher mit dem Körper geſchwelgt hat. — Umſonſt! die Kraft ſeines Geiſtes iſt eben ſo erſchlafft wie ſein Leib.

Nun ergreift er das Mittel, welches für Verlebte aber doch nicht ganz erſchöpfte Leute noch manchmahl einiges Intereſſe hat: er ſchafft ſich Kunſtwerke aus mancherley Fä-

chern an. ... Anfangs ſcheinen ihm die Meiſterſtücke des Pinſels, des Meißels, des Grabſtichels, und die einfach ſchönen Ueberbleibſel des Alterthums einigen Genuß zu gewähren; aber bald wird auch dieſes Hülfsmittel unwirkſam. Belangweiliget und überdrüßig verläßt er ſeine Kunſtſammlung; weiß ſich nun weiter weder Rath noch Hülfe, ſchleicht grämlich und einſam unter den Menſchen herum, und findet überall nichts als Mißbehagen;

Kurz: Apathie,
Melancholie,
Miſanthropie,
Spleen, Agrypnie,
Vapeurs, und wie
Man ſammt und ſonders
Des Hypochonders
Unholden heißt,
Ertödten ihm endlich Leib und Geiſt.

Solcher Leute gibt es auch in Wien; ſie werden von einigen verſpottet, von anderen bemitleidet; ich gehöre zu dieſen Letztern,

und möchte manchem jungen Reichen ſagen: *Ne quid nimis!*

LXXXIII.

Säugammen-Inſtitut.

Mit dem hieſigen Findelhauſe iſt auch ein Säugammen-Inſtitut verbunden.

Es iſt bekanntlich ein alter Streit, ob das Säugen der Kinder eine unerläßliche, und unter allen Umſtänden zu erfüllende Mutterpflicht ſey. . . . Die ſtrengen Moraliſten beſtehen feſt darauf. Andere ſind gefügiger; ſie räumen zwar ein, daß es ſchön und löblich ſey, wenn die eigene Mutter ihr Kind ſtillt; geſtehen aber, daß ſie durch Kränklichkeit oder Schwächlichkeit des Körpers von dieſer Servitud dispenſirt werden könne.

Mir ſcheint dieſer Streit einer von denen zu ſeyn, die man de lana caprina nennt... Das Weſentlichſte iſt, daß der junge Erdenſohn bey Leben und Geſundheit erhalten werde.

Was liegt daran, ob er durch Muttermilch, durch Ammenmilch, oder durch Kuhmilch diesen Zweck erreicht? — Da die Natur viele Mütter durch den Tod, durch Krankheit und mancherley körperliche Gebrechen zu der doch bloß animalischen Function des Kindersäugens platterdings unfähig macht, so hat sie es sich selbst beyzumessen, wenn man von der durch sie vorgeschriebenen Regel abgeht.

Und von einer andern Seite betrachtet, ist es nicht in jeder Rücksicht besser, und für den kleinen Balg — besonders aus den höheren Ständen — selbst wünschenswerther, wenn er statt der Milch seiner nervenschwachen, vapeurs-kranken, von überspannten Leidenschaften gepeitschten hochgebornen Mama, die strotzende Brust einer Küchenmagd oder Bauerndirne erhält?

Dem sey wie ihm wolle: der Gebrauch der Ammen, gegen welchen besonders die Schriftsteller des nördlichen Deutschlands stets mit großem Eifer geprediget haben, ist in Wien sehr allgemein, nicht bloß bey den höheren Ständen, sondern auch in den wohl-

habenden Bürgerclassen. Es ist also wohlgethan, das Ammenwesen unter eine genaue Aufsicht der Regierung zu nehmen.

Wer einer Amme benöthiget ist, meldet sich im Findelhause, und man schickt ihm — gegen eine bestimmte zu entrichtende Taxe — von dorther eine gesunde und brauchbare. Auch die zum Ammendienst geeigneten Mädchen, welche nicht in diesem Hause sind, aber irgendwo als Ammen eintreten wollen, müssen sich beym Institute melden, sich über ihren Gesundheitszustand untersuchen lassen, und ein Attestat erhalten, das nur auf zwey Tage gültig ist, und können ohne ein solches Attestat ihre Stelle nicht antreten. . . . Sind Aeltern unvorsichtig genug, diese Anstalt zu umgehen, und heimlich unauthorisirte Ammen anzunehmen, so mögen sie sich den Schaden selbst zuschreiben, der daraus ihren Kleinen zustößt.

Und nun frägt sich's, woher alle die Ammen nehmen, deren Wien täglich bedarf? . . . Nur höchstens ein Zehntheil sind arme verheirathete Weiber, die sich diesem

Beruf widmen wollen und können. Die übrigen sind lauter Mädchen, welche — wie man zu sagen pflegt — zu Falle gekommen sind. Wie würde es den neugebornen Wienern ergehen, wenn alle Mädchen keusch lebten?... So scheint sich in der Welt Alles auszugleichen: den kleinen Riß, den das schwache Mädchen in die Moral gemacht hat, vergütet sie treulich wieder dadurch, daß sie dem Erben eines wichtigen Hauses seine erste Existenz sichert.

LXXXIV.

Blinden-Institut.

Nachdem schon im Jahre 1779 das Institut für die von der manchmahl stiefmütterlichen Natur mit Taubheit und Stummheit behafteten Kinder errichtet worden, ist nun seit wenigen Jahren hier auch eine Anstalt für die mit körperlicher Blindheit geschlagenen Kinder zu Stande gekommen.

Dieſe Anſtalt war anfangs das Unternehmen eines biederen Privatmannes; da man ſich aber bald von ihren vortheilhaften Wirkungen überzeugte, fand ſie ſchnell von mehrern Menſchenfreunden wohlthätige Unterſtützung mancherley Art, erhielt endlich den förmlichen Schutz und die Mitwirkung des Staats, und iſt ſomit zu einem öffentlichen Inſtitut geworden.

Der Zweck desſelben iſt, blinden Kindern durch ſittliche Bildung und körperliche Beſchäftigung ihr hartes Schickſal zu erleichtern, und die Mittelloſen unter denſelben in ſolchen Arbeiten zu unterrichten, daß ſie ſich damit ihren nöthigen Lebensunterhalt erwerben können. — Die Kinder beyderley Geſchlechts, welche man in dieſe Anſtalt geben will, ſollen in dem Alter zwiſchen ſechs und funfzehn Jahren ſeyn, auch außer der Blindheit mit keinem anderen erheblichen Leibesgebrechen behaftet ſeyn. — Ob ein ſolches Kind ſchon blind zur Welt gekommen, oder erſt durch einen ſpätern Zufall ſein Augenlicht verloren hat, macht hier keinen Unterſchied.

Die Kinder werden überhaupt zur Ordnung, zur Reinlichkeit, zu einem sittlichen und anständigen Betragen angeleitet. Es werden ihnen durch besondere zweckmäßige Hülfsmittel möglichst deutliche Begriffe von den äußeren Gegenständen beygebracht, und dadurch nach und nach ihre Verstandeskräfte so weit ausgebildet, daß sie eines methodischen Unterrichts fähig werden. — Außer der Religion werden die ärmeren im Kopfrechnen, in verschiedenen häuslichen und mechanischen Arbeiten, viele auch in der Musik unterrichtet. — Sie spinnen, stricken, machen Netzarbeit, klöppeln, flechten, verfertigen mancherley Geräthschaften aus Pappe, Holz, Draht, und noch verschiedene andere Dinge.

Wenn vermögliche Aeltern oder Verwandte blinde Kinder in dieses Institut geben, so wird mit ihnen Abrede getroffen, welche Kenntnisse und Beschäftigungen sie vorzüglich für dieselben wünschen, und nach der Aeußerung derselben werden solche Zöglinge im Lesen mit erhabenen Buchstaben, im Schreiben, in fremden Sprachen, in der

Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Naturlehre, Geschichte, und allenfalls auch in der Mathematik unterrichtet, um ihnen für ihre dunkle Lebenstage nützliche und angenehme Beschäftigungen zu gewähren.

Dieses Blinden-Institut ist unfern der Mariahülfer-Linie, auf der sogenannten Kaiserstraße Nr. 152. Der verdienstvolle Director und eigentliche erste Gründer desselben ist Herr Wilhelm Klein. — Jeden Donnerstag Vormittag ist eine öffentliche Prüfung, zu welcher Jedermann der Eintritt offen steht; wo man die ganze Einrichtung der Anstalt übersehen, die Beschäftigungen, Kenntnisse und Fertigkeit der Zöglinge kennen lernen, auch verschiedene von denselben verfertigte Arbeiten erhalten kann.

Um die, größten Theils von dem Unternehmer selbst erfundene Hülfsmittel und Werkzeuge für Blinde, nicht auf dieses Haus allein zu beschränken, sind hier für bereits Erwachsene, oder in anderen Orten und Provinzen lebende Blinde, alle jene Gegenstände für einen billigen Preis zu haben, von denen

im Institut Gebrauch gemacht wird: solche sind erhabene Buchstaben und Zahlen, Lese- Schreib- und Rechentafeln, Rechen-Maschinen, Kalender, Landkarten, Musikalien, Tabellen über verschiedene wissenschaftliche Gegenstände, und manche andere Hülfsmittel für Blinde, welche alle so einfach, und der Natur der Blindheit gemäß eingerichtet sind, daß jeder Blinder sich den Gebrauch derselben entweder selbst eigen machen, oder ihn durch kurzen Unterricht lernen kann, welchen der Unternehmer der Anstalt zu ertheilen jederzeit bereit ist.

Eine sonderbare aber allbekannte Sache ist es, daß der Mangel eines Sinnes, wie z. B. die Beraubung des Gesichtes, bey den damit Behafteten die übrigen Sinne oft bis auf einen unglaublichen Grad zu schärfen und zu beleben pflegt, wozu uns die Geschichte Beweise zu hunderten liefert. Wer kennt unter andern nicht den blinden Flötenspieler Dülon, die blinde Clavierspielerinn Paradies? .... Selbst dem Geist gibt die körperliche Blindheit oft einen außerordentlichen

Schwung: gehören nicht Homer, Ossian, Pfeffel, trotz ihrer Blindheit, unter die ersten Dichter?

Ein andrer, den Blinden von der Natur häufiger ertheilter Ersatz für den Raub eines Sinnes, ist eine, vielen von ihnen eigenthümliche Fröhlichkeit. Man will allgemein bemerkt haben, daß Blinde immer von besserer Laune seyen, als Taube: eine mir unbegreifliche Sache, wozu ich ihnen aber von Herzen Glück wünsche.

LXXXV.

Das Theresianum.

Wenn es wahr wäre, was man in neueren Zeiten so oft behauptet hat, daß in den meisten europäischen Ländern der sogenannte dritte Stand, das heißt, die Leute aus der bürgerlichen Classe, den beyden ersten Ständen der politischen Welt, der Geistlichkeit und besonders dem Adel, an Geistescultur,

Kenntnissen, Geschäftskunde, Thätigkeit, und an Einsichten überhaupt weit vorgesprungen sey: so läge die Schuld davon wenigstens nicht an den Regierungen der Staaten.... Nebst dem daß die Mitglieder jener privilegirten Stände alle öffentlichen Unterrichtsanstalten eben so wirksam benützen können wie die Bürgerlichen, so ist kaum ein Land groß oder klein, das nicht noch obendrein eine Ritter-Akademie, ein Collegium illustre, oder irgend ein anderes eigenes adeliches Erziehungsinstitut hätte, wo ausgesuchte Lehrer, zweckmäßige Einrichtungen, gute Bibliotheken und Apparate jeder Art, und außerordentliche Anleitungen zur Bildung für jene, durch unsere politische Organisation begünstigte und ausgezeichnete Menschenkinder vorhanden sind.

Diese Vorsicht ist auch allerdings löblich und billig. Da der Adel la crême de la nation ist, und seine Mitglieder in den monarchischen Staaten nun einmahl prädestinirt sind, die hohen Plätze der Landesverwaltung einzunehmen, so ist es wohl der

Mühe und der Kosten werth, ihnen eine besonders sorgfältige Erziehung und Belehrung zu verschaffen.

Eine solche Anstalt ist hier das Theresianum. Die erste Grundlage dazu machte schon im Jahre 1746 die Kaiserinn Maria Theresia. In der Folge wurde diese Anstalt mit einer ähnlichen, gestiftet von der Herzoginn Emanuela von Savoyen (geborne Fürstinn von Liechtenstein) und dann mit einer Zweyten, gestiftet von den Niederösterreichischen Ständen, in Eine zusammen geschmolzen, und erhielt den Nahmen Theresianum oder Theresianische Ritter-Akademie. . . . Man glaubte sie damahls niemand anderem anvertrauen zu können als den Jesuiten, die bekanntlich zu selber Zeit die Erziehung der ganzen katholischen Welt in ihren Händen hatten, und sich aus den bekannten Ursachen vorzüglich zur Erziehung des Adels drängten.

Kaiser Joseph II. der kein Freund isolirter collegialischer Erziehung war, hob im Jahre 1784 das Theresianum ganz auf, gab den jungen Edelleuten, welche bisher daselbst

erzogen worden waren, den verhältnißmäßigen Geldbetrag als Stipendium, und wies sie an die öffentlichen Vorlesungen auf der Universität an, wie alle übrige Studierende.

Der jetzige Kaiser Franz stellte im Jahre 1797 das Theresianum wieder her, und ließ deßwegen auf das Gebäude derselben die neue Aufschrift setzen:

Institutioni nobilis juventutis
D. M. Theresia
primum condidit 1746.
Imp. Caesar Franciscus Aug.
restituit 1797.

Eine gewisse Zahl der in diesem Hause befindlichen Zöglinge hat gestiftete Plätze; die übrigen bezahlen eine bestimmte Summe für den Unterhalt und Unterricht. Darum können nebst den Inländern auch junge Cavaliers aus allen katholischen Ländern in diese Anstalt genommen werden.

Diese Zöglinge, ungefähr zweyhundert an der Zahl, erhalten hier Unterricht in den Humanioren, in den philosophischen und juridischen Wissenschaften, in Sprachen und

adelichen Leibesübungen, in der Botanik, Handzeichnung und Architektur. Das Institut hat eine reiche, ihm allein gewidmete Bibliothek, eine Sammlung von physikalischen Instrumenten, eine Naturalien-Sammlung, einen großen Garten, worin man auch botanische und ökonomische Anlagen gemacht hat, eine eigene Reitschule mit den nöthigen Pferden. . . . Die Aufseher und Lehrer sind theils Piaristen, theils Weltliche, und ihre Zahl steigt gegen vierzig; ein Beweis, daß man hier freygebig alles aufwendet, was man für die Erziehung des jungen Adels für nöthig erachtet.

LXXXVI.

Antiken-Sammlungen.

Von dem kaiserlichen Cabinette der Antiken und Münzen ist schon in den ersten Häften der Skizze von Wien Erwähnung geschehen. Damahls bestand die in diesem Cabinette

befindliche Abtheilung der Antiken bloß in der Sammlung geſchnittener Steine und antiker Medaillen.

Seit der Regierung des jetzigen Kaiſers iſt aber dieſe Abtheilung mit ganz neuen und anſehnlichen Zweigen von Denkmahlen des Alterthums bereichert worden. Darum ſteht auch jetzt über dem Eingange zu dieſem Cabinette die neue Inſchrift:

Franciscus Austriae
Imper. Museum vet. monumentis
instruxit locum ampliavit.

Dieſe neuen Denkmahle des Alterthums beſtehen aus folgenden Sammlungen:

Die Sammlung der ſogenannten Etruskiſchen Gefäße, bey fünfhundert an der Zahl, worunter die meiſten ſehr gut erhalten ſind, und von denen ſich viele durch beſondere Schönheit der darauf angebrachten Figuren auszeichnen. . . . Nach der reichen in Neapel befindlichen, und der ehemahligen Hamiltoniſchen Sammlung ſolcher Gefäße in England, mag jetzt dieſe hieſige kaiſerliche, und die des Grafen Lamberg, wohl den erſten Platz in

Europa einnehmen. — Von wem eigentlich dieſe künſtliche und ſeltſame Töpferarbeit herrühre, und wie man ſie bis zu dieſer Vollkommenheit bringen konnte, das müſſen wir von den Unterſuchungen der Alterthumsforſcher erwarten. . . . So viel ſcheint vorläufig richtig, daß man ſie irrig Etruskiſche Gefäße nenne, indem viele bloß rein griechiſche Inſchriften haben, auch die meiſten in dem ehemahligen Großgriechenland (dem heutigen Neapolitaniſchen Gebiethe) gefunden werden, und zwar in Gräbern, die ſich in verſchiedenen, immer tiefer und tiefer liegenden Erdſchichten befinden, ſo daß die älteſten derſelben wahrſcheinlich ſogar über Homers Zeitalter hinaus reichen müſſen.

Eine Sammlung von antiken Lampen, in Erz und Thon, an der Zahl bey vierhundert.

Eine reiche Sammlung von Sarkophagen, Büſten, Köpfen, Statuen, Vaſen, Idolen u. ſ. w. in Marmor, Erz und Stein, von ägyptiſcher, griechiſcher, phrygiſcher, römiſcher u. ſ. w. Arbeit. . . . Darunter ſind

ein sehr schöner Merkur, ein Trajan, ein Antinous, ein Marcellus u. s. w. Büsten von Heraklit und Demokrit; eine große, außerordentlich schöne Vase mit Figuren; die auf dem Theater der Alten gewöhnlichen Larven u. s. w.

Eine Sammlung von jenen auf Kupfer gestochenen Abbildungen, welche der berühmte Tischbein von den in Neapel befindlichen Etruskischen Gefäßen veranstaltet hat.

Einige sehr schön und getreu gearbeitete plastische Abbildungen von alten in Italien noch existirenden Tempeln.

Eine Sammlung von goldenen Geschirren, zwey und zwanzig an der Zahl, welche im Jahre 1799 zufälliger Weise im Temeswarer Bannat aus der Erde gegraben worden sind, und nach den darauf befindlichen Figuren und Charakteren zu urtheilen, eine byzantinische Arbeit, vermuthlich aus dem sechsten Jahrhundert sind, die vielleicht als Geschenk an eine nordische Nation bestimmt waren, auf dem Wege nach ihrer Bestimmung verunglückt, oder aus was immer für

einer Urſache vergraben worden, und erſt nach mehr als einem Jahrtauſend wieder zum Vorſchein gekommen ſind.

LXXXVII.

Kaffehverboth. — Surrogate für Kaffeh und Zucker.

Welche Unſtätigkeit aller Dinge hier nieden! ... Im Jahre 1683 entſtand das allererſte öffentliche Kaffehhaus des chriſtlichen Europa in Wien, welches bald allenthalben tauſendfach nachgeahmt wurde; und am 1. Auguſt 1810 war in keinem Wiener-Kaffehhauſe mehr eine Taſſe Kaffeh zu erhalten. So haben es die politiſchen Umſtände, und die neueſten Finanzgrundſätze verhängt!

Es iſt in der That auffallend, welche Verfolgungen dieſe liebe kleine Bohne bereits in mehrern Ländern erlitten hat. ... Dem großen preußiſchen Friedrich fiel noch in ſeinen alten Tagen das Bierſuppen-Frühſtück

ſeiner Jugend ein, und er verboth den Kaffeh zwar nicht geradezu, machte aber ein Regale daraus, ſo daß nur ſeine Kammer ihn brennen, und gebrannt verkaufen durfte, weßwegen eine eigene Cohorte von Kaffehſchnüfflern in Berlin errichtet wurde, die zu allen Stunden unaufhaltſam in die Häuſer einfallen, dort ihre Naſenflügel anſtrengen, und auf jedem Herd, in jedem Camin herumſchnüffeln durfte, um ſich zu überzeugen, ob kein Kaffeh gebrannt werde. Sein Nachfolger hob dieſe gehäſſige Verfügung wieder auf. — In Schweden war vor einigen Jahren der Kaffeh ebenfalls verbannt, wurde aber bald wieder in integrum reſtituirt.

In Oeſterreich hat nun zwar das Kaffehverboth für jetzt allerdings einen gültigen Beweggrund; aber verzeihlich iſt denn doch auch von der andern Seite die Lamentation von Groß und Klein, beſonders von der weiblichen Welt, über den verlornen arabiſchen Bohnentopf, an den ſie von ihrer Kindheit an gewohnt war. . . . Indeſſen möchte ich die Liebhaber und Liebhaberinnen

dieſer braunen Suppe damit tröſten, daß nach hergeſtelltem Gleichgewichte in unſeren Finanzen, wie in Preußen und Schweden, das Interdict gegen den Kaffeh vermuthlich ebenfalls wieder wird aufgehoben werden.

Was frühſtücken Sie? fragt einer den andern, und jeder antwortet mit Achſelzucken: er habe noch nichts ausgefunden, was ihm den Kaffeh erſetze. Thee, ungariſcher Wein, Bierſuppe, weiche Eyer, Chocolate, Fleiſchbrühe, Weinſuppe, warmes und kaltes Fleiſch u. ſ. w. werden wechſelsweiſe als Frühſtück verſucht; aber nichts davon will recht behagen: das eine verträgt der Magen nicht; das andre kömmt theurer als ſelbſt der Kaffeh; das dritte macht viele Umſtände bey der Zubereitung, und ſo weiter —

Um alſo irgend eine Aehnlichkeit mit der ſchwer verſchmerzten Bohne zu erzwingen, hat man mancherley ſogenannte künſtliche Surrogate des Kaffeh ausgegrübelt, als da ſind: Erdmandeln, Cichorie, ägyptiſchen Weitzen, Ziſern, Mais, Eicheln, gemeine Gerſte, Wolfsbohnen u. ſ. w. nebſt noch ver-

ſchiedenen anderen Ingredienzen, die man gar nicht kennt; und ſeit dem lieſt man an funfzig Häuſern Wiens mit großen Buchſtaben die lächerliche Aufſchrift: Kaffehfabrike! als ob ſich ein Kaffeh fabriciren ließe, wie man Cremor Tartari und Scheidewaſſer fabricirt.

Sonderbar iſt es, daß man die Cochenille, den Indigo, beſonders aber die ausſchweifend theuern orientaliſchen Shawls nicht feindlicher behandelt, da ſie doch keineswegs zur Leibesnahrung gehören, und nicht weniger Geld aus dem Lande ſchleppen als die unſchuldige Kaffehbohne!

* * *

Das unentbehrliche Ingrediens zu einer ſchmackhaften Schale Kaffeh — der Zucker — iſt zwar nicht von der inländiſchen Staatsverwaltung verbothen, weil man überzeugt iſt, daß er bey Kindern, bey Kranken und in Apotheken unentbehrlich geworden; aber die bekannte äußere, über ganz Europa verhängte allgemeine Handelsſperre hat deſſen

Herbeyschaffung so schwierig und selten gemacht, daß er zu sehr hohen Preisen gestiegen ist. Darum hat der rege Geist unsrer Zeit auch dafür Ersatz zu verschaffen gesucht und gefunden. . . . Man kennt den Runkelrüben-Zucker, der zuerst im Preußischen gemacht ward, und jetzt selbst in Frankreich zur allgemeinen Landesnothdurft bereitet werden soll, in diesem Lande, das ehedem des eigenen Rohrzuckers aus seinen Colonial-Pflanzungen so viel hatte, daß es noch einen Theil davon verkaufen konnte.

Da sich eine mehr oder minder beträchtliche Quantität von Zuckerstoff in mehrern europäischen Gewächsen findet, so hat man auch auf diese Jagd gemacht. Solche sind bekanntlich die Weintrauben, die Zwetschchen, die gelbe Rübe, der Mais, die Kastanie u. s. w.

In die österreichische Monarchie wurden bisher an Zucker jährlich auf den ordentlichen Wegen eingeführt ungefähr 35000 Zentner, und durch Schleichhandel wenigstens 5000 Zentner, welches also einen jährlichen Verbrauch von 40000 Zentnern gibt.

Um dieſen Bedarf ganz oder doch zum Theil, durch inländiſche Surrogate herzuſchaffen, hat man auch hier mehrere Verſuche gemacht. Da die ungariſchen Weintrauben ihrer Menge und Süße wegen mehr als die öſterreichiſchen zur Zuckergewinnung tauglich wären, ſo hat man die alljährliche Fechſung derſelben ſo genau als möglich erhoben; bey dieſen Unterſuchungen will man gefunden haben, daß man den ganzen Zuckerbedarf der Monarchie decken könnte, wenn man aus allem in Ungarn jährlich erzeugten Moſt nur immer den ſiebzigſten Eimer zu Zucker verarbeitete.

Ganz neuerlich hat man zur Erzeugung des Zuckers vorzüglich den Ahornbaum in Anſpruch genommen. Schon hat man dieſe Bäume in Oeſterreich, Böhmen, Mähren, Ungarn und Slavonien gezählt, und deren mehrere Millionen gefunden; ſchon hat man Ahorn-Syrup und Ahorn-Zucker in den Apotheken und Küchen zum gewöhnlichen Gebrauch tauglich befunden. Man hat ſich einsweilen mit der erſten Kryſtalliſirung begnügt.

und man muß geſtehen, dieſer Zucker iſt von dem ſogenannten Zucker-Candis beynahe gar nicht zu unterſcheiden. Ein paar große Güterbeſitzer in Böhmen haben bereits Anſtalten gemacht, den Ahorn-Zucker auch förmlich zu raffiniren (wovon ich ein gut gelungenes Stück geſehen habe) und die Erzeugung desſelben ſo ſehr ins Große zu treiben, daß beynahe der ganze öſterreichiſche Staat mit dieſer Zuckergattung allein verſorgt werden könnte. Ein paar Jahre werden uns über dieſe wohlgemeinten Bemühungen vollkommen ins Klare ſetzen.

LXXXVIII.

Kaſteyungen.

Allein, es iſt nicht der Kaffeh allein, den die guten Wiener entbehren müſſen; unſere eiſerne Zeitperiode mit ihrem Gefolge von Kriegen, von politiſchen Länderumwandlungen, von Handelsverkehrungen, von

nöthig gewordenen neuen Auflagen, und der daraus entstandenen allgemeinen ungeheuern Theurung, hat ihnen der empfindlichen Leibes-Kasteyungen noch mehr auferlegt.

Wo sind die Zeiten, da man (ich will nicht sagen in den Häusern der Reichen, sondern in jenen des Mittelstandes) keinen Nahmenstag, keinen Geburtstag, keinen Hochzeitschmaus, ohne Champagner, ohne Austern, ohne Tokayer feyern könnte; wo man drey bis viererley Gefrornes in fünf bis sechspfündigen Klumpen auf den Tisch setzte, einen Tortenberg aufstellte, und ihn mit zehn Tellern voll Confect rings umher einfaßte?

Wo sind die Tafeln, da ein steyrischer Kapaun in der Reissuppe schwamm, und dann ein paar gebratene sich mit böhmischen Fasanen, Repphühnern und Schnepfen balancirten; wo Wildschweinsköpfe, ellenlange Hechte, Hausen und Meerfische da seyn mußten?

Wo sind die Abendspäßchen, da eine Schüssel von anderthalb Fuß im Durchmesser, mit Oliven, Seekrebsen, Bricken, Sardellen,

Thunfischen und Lachs, unter dem Nahmen des Wälschen-Salats symetrisch angestopft, und links und rechts von einem Stück Parmesan- und Strachin-Käse flankirt, schon zum voraus den werthen Gästen das Wasser in die Zähne trieb; und wo man dann zu besserer Verdauung um Mitternacht einen ungeheuern Punschnapf auf den Tisch pflanzte, wo Thee und Rack flaschenweise hineingegossen, Limonien zu Dutzenden ausgepreßt, und ein achtelzentner Zucker hineingeworfen ward? Ach!

ils sont passés ces jours de fête!

Die Auster, ein ehemahliges Lieblingsgericht der Wiener, wovon sie alljährlich ungefähr eine halbe Million verzehrten, ist von einem Groschen auf einen Gulden gestiegen, und den letzt verflossenen Winter war fast gar keine zu sehen.

Das Gefrorne, eine andere unsrige Favorit-Leckerey, welche man ehedem im Sommer täglich auf den Gassen und Spazierplätzen schlürfte, und das bey keinem ordentlichen Diner, bey keinem Pickenick fehlen durfte, ist

des hohen Preises wegen eine Seltenheit geworden.

Die Sardelle, deren angenehmes acidum ehedem Hunderte von den gemeinsten Speisen würzte, ist von sechs Pfennigen auf acht Groschen gestiegen.

Selbst der alltägliche Häring, der mit vier Kreuzern bezahlt, so manches schmackhafte Abendbrot ausmachte, mußte schon seit ein paar Jahren mit drey Gulden bezahlt werden.

Die Mineralwässer, sowohl auswärtige als besonders einheimische, die man oft statt gemeinen Wassers unter den Wein mischte, um den Nerven mehr Ton zu geben, sind jetzt kaum mehr für die Kranken zu haben, und können nur noch den Reichen verordnet werden: so theuer haben sie die hohen Transportkosten gemacht.

Lang würde das Register, wenn ich alle die verschiedenen Entbehrungen und Kasteyungen herzählen wollte. . . . Laßt uns schließen, und nicht weiter

infandum renovare dolorem!

Und ſonderbar! ehemahls verdammte die Theologie die Schwelgerey, und legte uns Leibeskaſteyungen auf; heut zu Tage befiehlt ſie — die Politik und die Finanz! . . .

LXXXIX.

Holländiſche Krämerpraxis.

Es iſt eine bekannte Sache, daß die weiland holländiſch-oſtindiſche Compagnie eine gar ſonderbare ſchändliche Praxis ſich zu einer Commerzial-Regel gemacht hatte. . . . So lange dieſe Krämergilde noch hoch florirte, und durch den Beſitz von Ceylon und den Molukkiſchen Inſeln auch in dem alleinigen Beſitz von Zimmt, Gewürznelken u. ſ. w. war, hielt ſie dieſe Dinge ſtets in einem ihr beliebigen hohen Preiſe. Wenn nun aber der Segen des Himmels in einem oder dem anderen Jahre, oder wohl auch ein paar Jahre hinter einander die Gewürzernte gar reichlich ausfallen ließ, ſo häuften ſich die Magazine dieſer Artikel übervoll an.

Was thaten in ſolchen Fällen Myn-Heeren? .... Sie verdarben und verbrannten zwey Drittheile der koſtbaren Gewürze, damit des Vorraths davon nicht zu viel nach Europa komme, und die Preiſe nicht herunter fallen, ſondern immer hübſch hoch bleiben mußten.

In England machen es die Küſtenfiſcher nicht beſſer: ſie verderben immer einen Theil ihres Fanges, damit der übrige deſto höher im Preiſe bleibe.

Eine ähnliche niederträchtige Praxis ſcheint ſich ſeit einigen Jahren leider auch auf den Marktplätzen Wiens einſchleichen zu wollen. Sie hat nahmentlich die Verkäufer der grünen Waare, die Wildbret- und Fiſchhändler angeſteckt. .... Wie oft hat man ſchon auf dem Hof, auf der Freyung und anderen Verkaufsplätzen der Gemüſe geſehen, daß manche Verkäufer derſelben, wenn die Schlußſtunde des Marktes kam, ganze Körbe von ihrer Waare auf das Pflaſter ſchütteten, und mit den Füßen zertraten, weil ſie dieſelbe der Fäulniß oder anderem Verderben ſo nahe

hatten kommen laſſen, daß ſie für keinen zweyten Tag mehr genießbar war; ſtatt daß ſie dieſelbe durch etwas wohlfeilere Preiſe früher hätten abſetzen können! —— Wie viele Zentner von Wildbret und Fiſchen werden alljährlich in die Donau geworfen, weil die Monopoliſten dieſer Victualien ſie zum Theil lieber ſtinkend werden laſſen, als ſie um etwas niedrigere Preiſe, ſo lange ſie noch genießbar wären, hindan zu geben.

Beynahe ſollte man glauben, daß eine Seelenwanderung Statt habe, und daß der filzige Wuchergeiſt der Geitzhälſe an der Amſtel und Themſe in die Krautgärtner, in die Haſen- und Karpfenhöker von Wien gefahren ſey!

Ich weiß nicht, woran es liegt, daß ein ſo ſchändlicher und verächtlicher Unfug hier einreiſſen könne; aber zu ſtrenge ſchiene es mir nicht, wenn man ſolchen Gaunern nach einer öfteren Wiederhohlung dieſes tückiſchen Benehmens ohne weiters ihr Gewerb niederlegte.

XC.

Luxus der unteren Stände.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß lange anhaltende Kriege ungewöhnlich große Summen Geldes in Umlauf bringen, und daß sie, nebst den Leuten, welche Geldgeschäfte par métier machen, auch mancherley andere gemeine Gewerbsleute außerordentlich bereichern.

Dieß ist seit einigen Jahren der Fall in Wien; und die Beweise davon hat man täglich vor Augen, durch alle Arten von Luxus, welche die niedrigen Stände vor unseren Augen auskramen.

Stellt Euch am Sonntag Nachmittags auf die Schlagbrücke. Ihr werdet eine Menge ansehnlicher und verdienstvoller Beamten mit ihren Frauen und der ganzen kleinen Familie still und bescheiden zu Fuße in den Prater gehen, und nach ein paar Stunden eben so wieder zurück kommen sehen. Dagegen rennen die Müller, die Bäcker, die Fleischhacker, die Krämer in eigenen Equipagen; die

Schneider, die Sattler, die Schmiede, die Wagner u. ſ. w. Meiſter und Geſellen, mit der Tabakspfeife im Maule, neben ihrer theuern Hälfte, oder wie's kömmt, neben einer Wirthſchafterinn, Köchinn, Küchenmagd, neben einem Stubenmädchen, Extramädchen, einer Handarbeiterinn u. ſ. w. im Fiacker hinunter und zurück.

Tretet in die Wohnung eines Tapezierers, eines Poſamentierers, eines Färbers, Klempners, Büchſenmachers u. ſ. w. Ihr findet dort trumeaux und rideaux, Parketten und Luſter u. ſ. w. und hört Mann und Weib ſo vornehm und geläufig von ſolchen Dingen als nothwendigen Hausmöbeln ſprechen, als ob Ihr euch in einem Herrſchaftshauſe befändet.

Beſucht ein ſogenanntes Gewürzgewölb, wo ſonſt nur Honoratioren hinkamen, die ein Gläschen beſſern Weines zur Magenſtärkung nahmen. Wen trefft Ihr jetzt dort? Fabriksarbeiter mit Weibern und Kindern, Handwerker, Unterläufer von Geld- und Pferde-Mäklern. Dieſe ſtürzen die feurigſten ungariſchen

Weine, die Ruster, Erlauer, Sexarder, Meneſcher u. ſ. w. flaſchenweiſe in den Magen, und leeren ganze Schüſſeln von Salami, Aalfiſchen, Zwieback und Krachmandeln aus.

Geht in die Theater auf die erſten Parterre und geſperrten Sitze: Ihr trefft da ganz andere Leute an, als vor acht und zehn Jahren. Zwar geputzt ſind ſie wie Leute aus den höchſten Ständen; aber wenn Ihr ihnen von Aeſthetik und Dramaturgie, von Sulzer und Home ſprechen wollt, ſo iſt es arabiſch für ſie. Redet Ihr von den Griechen; ſo glauben ſie es ſey von den Raitzen die Rede, welche mit Baumwolle und Zibeben handeln. Nennt Ihr einen berühmten Römer: ſo halten ſie ihn für einen Riemer. ... Dafür hört Ihr bey den Weibern von den neueſten Hüten, Hauben, Pelzen und Spitzen; bey den Männern von Wurſtwägen, Tabakspfeifenköpfen und Pferden; vom Häuſerverkauf und Agiotage reden. — Ich ſaß vor kurzem neben einer ſchön geputzten Frau, die den kleinen runden Altar der Muſen auf der

Cortine des Körnerthortheaters für einen eisernen Ofen hielt!

Wollt Ihr den Luxus der Schwelgerey im hohen Glanze sehen: so laßt euch auf die Hochzeit eines reichen Bürgers laden. Da wird von zwey bis sieben Uhr Abends in einem fort aufgetragen; da fehlt es nicht an zehn Schüsseln mit seltenem Wildbret und edlen Fischen, an einem Viertelzentner von feiner Zuckerbäckerey und an fremden Weinen, welches alles mit den Perlenschnüren, brillantnen Ohrgehängen und Brüßlerspitzen an den Büsten der Fleischselcherinnen, Drahtzieherinnen, Fleckfiederinnen und Käsestecherinnen, einen recht erbaulichen Anblick macht.

Die einsichtsvollen und ordentlichen Leute fragen freylich bey Ansicht dieser Verkehrtheit der Dinge mit Recht: wo will das hinaus? wie lange kann diese Wirthschaft dauern?... Laßt sie toben; vielleicht ist das Finale davon: wie gewonnen, so zerronnen.

XCI.

Institut für kranke arme Kinder.

Der aus Mähren nach Wien gekommene Doctor Mastalier machte zuerst im Jahre 1787 öffentlich bekannt, daß jede arme Mutter oder Pflegemutter, die nicht vermögend sey, ihrem kranken Kinde eine ärztliche Hülfe und die nöthigen Heilmittel zu verschaffen, dasselbe zu einer bestimmten Stunde in seine Wohnung bringen könne, wo er diese Heilmittel verschreiben, und unentgeltlich verschaffen werde.

Dieß war der Anfang zu dem noch jetzt bestehenden Institut für die kranken Kinder armer Aeltern.

Kaiser Joseph II. versicherte dieser Anstalt einen jährlichen Beytrag von hundert Ducaten. Einige Menschenfreunde, und besonders der damahlige Hofapotheker Czerny, unterstützten den biederen Mastalier durch Zuschüsse, und Letzterer durch Arzeneyen. — Mastalier starb im Jahre 1793, und hinter-

ließ dem Institute einen von ihm zusammengebrachten Fond von 1200 Gulden.

Nun wurde diese bisherige Privatunternehmung zu einer öffentlichen Anstalt umgeschaffen, und die Besorgung derselben dem Doctor Gölis übertragen. Er besorgt dieselbe mit rühmlichen Eifer; er dehnte zuerst das Alter der zur Hülfe des Instituts geeigneten Kinder bis auf zehn Jahre aus, und vermehrte die Zahl der Kinder, die er in seine Obsorge nahm, bis auf das dreyfache, welches nur dadurch möglich wurde, daß er durch seine Verwendung und durch die Darstellung von dem Nutzen des Instituts, seiner guten Sache immer mehr Wohlthäter und Beyträge gewann, wodurch er, nebst den unvermeidlichen Ausgaben, den Fond seiner Anstalt doch auf 5200 Gulden vermehrte.

Dieser verdienstvolle Kinderarzt läßt alltäglich von 3 bis 5 Uhr Nachmittags die kranken Kinder der Armen in seine Wohnung kommen, und verordnet ihnen sowohl die mediciniſchen als chirurgiſchen Heilmittel und Verhaltungsregeln, und die Regierung gibt

unentgeltlich die Arzeneyen für diejenigen, welche mit gültigen Armuthszeugniſſen verſehen ſind.

Doctor Gölis hält ein genaues Protokoll über alle von ihm verfügten Anordnungen und deren Erfolg; er macht alljährig die Liſten der von ihm ärztlich behandelten Kinder, die Gattungen der Krankheiten derſelben, die Zahl der Geneſenen und Geſtorbenen, die Summe der eingegangenen milden Beyträge, ſo wie deren Verwendung, und die gehabten Ausgaben überhaupt öffentlich bekannt.

Vom 1. Februar 1794 bis Ende Octobers 1809 erhielten 64524 kranke Kinder bey dieſem Inſtitute ärztliche Hülfe, wovon bis zu jenem Zeitpunct 54450 geheilt wurden, der Ueberreſt aber theils geſtorben, theils aus der Anſtalt weggeblieben iſt.

XCII.

Die Real-Akademie.

Dieſe Lehranſtalt wurde ſchon im Jahre 1770 angelegt. Im Jahre 1808 erhielt ſie eine

neue, ausgedehntere, und den Bedürfnissen unseres Zeitalters angemessenere Einrichtung, welche im Jahre 1811 abermahl zweckmäßiger organisirt wurde.

In unsrer rührigen und gierigen Zeit, wo Alles, von oben bis unten, und von unten bis oben mehr auf das Haben als auf das Wissen sieht, und wo man das Wissen eigentlich nur in so weit achtet, als es zum Erwerben und Gewinnen nothwendig oder beförderlich ist, kommen die bloß speculativen Wissenschaften immer mehr außer Mode und Brauch.... Es gibt jetzt manche bedeutende Staatsbedienungen, wobey man einer eigentlich gelehrten Bildung keineswegs bedarf, doch aber mancherley Kenntnisse und Fertigkeiten, die ohne einem förmlichen systematischen Unterricht nicht zu erlangen sind; eben dieses gilt von verschiedenen bürgerlichen Gewerben, vom Handel, von Fabriken und Manufacturen, von der Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange, wie auch von mancherley privat Bedienstungen. Jünglingen also, die bey solchen Beschäftigungen ihr

Fortkommen finden wollen, jene Kenntniſſe und Fertigkeiten beyzubringen, iſt der Zweck der Real-Akademie.

Zur Erreichung dieſes Zwecks werden in einem Curſe von drey Jahren folgende Gegenſtände vorgetragen.

1. Religion, die Geſchichte und Grundſätze derſelben, zur Begründung und Erweiterung der bereits hierüber erlangten Kenntniſſe, und zur Beförderung der Religioſität und Sittlichkeit.

2. Rechenkunſt, beſonders die kaufmänniſchen Rechnungen mit der Angabe der leichteſten, ſchnellſten und ſicherſten Art, jeden verwickelten Fall zu löſen; alle Vortheile, welche Abkürzungen, Decimal-Brüche, Logarithmen u. ſ. w. gewähren.

3. Geometrie und Mechanik, durchaus auf das practiſche Leben angewandt, für Oekonomie, Forſtweſen, Fabriken und Manufacturen.

4. Zeichnungskunſt, geometriſche, ſtereometriſche, architektoniſche; Maſchinen-

Zeichnung, Ornamenten- Blumen- und Manufactur-Zeichnung.

5. Naturgeschichte, vorzüglich in Beziehung auf Oekonomie, Forstwesen und Handel.

6. Naturlehre, besonders auf Beobachtungen und Versuche gegründet.

7. Chemie, besonders der technische Theil, für Fabrikanten, Färber u. s. w.

8. Erdbeschreibung, die neueste, mit Berührung der alten, mittleren und neueren, so weit dieselbe zur allgemeinen Geschichte erforderlich ist.

9. Welt- und Handels-Geschichte, zur Kenntniß der Schicksale des Menschengeschlechts, des Erfindungsgeistes und der Betriebsamkeit.

10. Handelswissenschaft, in Verbindung mit dem Merkantil- und Wechsel-Rechte.

11. Buchhaltungswissenschaft, die einfache, doppelte, kaufmännische.

12. Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen für das häusliche und öffentliche bürgerliche Leben, mit Begründung des dabey

nöthigen und üblichen Verfahrens, und mit
keter Rückſicht auf Richtigkeit der Sprache
und Ortographie. Auch wird damit eine
usführlichere Entwickelung der Sprachlehre
erbunden.

13. Declamation, oder Anleitung ſchön
u leſen und mündlich vorzutragen.

14. Kalligraphie nach allen ihren Zwei-
en, nebſt einer Anleitung, ſchnell und ab-
ekürzt zu ſchreiben.

15. Fremde Sprachen: Franzöſiſch und
talianiſch von ordentlichen Lehrern; Latein,
nglisch und Böhmiſch von außerordentlichen,
egen ein mäßiges Honorar.

Für den Unterricht in allen dieſen Fächern
erden monathlich zwey Gulden Wiener
Währung bezahlt. — Es wird vorausgeſetzt,
aß die Zöglinge der Akademie, als Vorkennt-
iſſe bereits jene Gegenſtände gut inne haben,
elche in der vierten Claſſe der Normal-
auptſchule gelehrt werden.

So kündiget die Real-Akademie ſich ſelbſt
ffentlich an: und wenn ſie alles dasjenige
iſtet, wozu ſie ſich durch ihre Ankündigung

gegen das Publicum anheiſchig macht, ſo iſt ſie unſtreitig eines der fruchtbringendſten Inſtitute von Wien; und ein ſattelfeſter Real-Akademiſt könnte im Puncte ſeiner Brauchbarkeit allerdings manchem Doctor von einer der vier alten Facultäten den Rang ablaufen.

XCIII.

Lücken im öffentlichen Unterricht.

„Was ſollen die Kinder lernen?" fragte man den Spartaner Ageſilaus: „Was ſie als Erwachſene zu thun haben", antwortete er.

Es iſt in der That keine leichte Sache, den öffentlichen Unterricht bis auf einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit zu bringen: dieß beweiſen die ſo oft abgeänderten und ſo oft neu entworfenen Studien-Plane, die Schulen-Reformen, die neuen Erziehungs-Vorſchläge und Educations-Inſtitute, die man von Zeit zu Zeit in allen Ländern macht.

Ich bekenne hiermit ganz unverhohlen, daß es weit über meine Kräfte ſey, angeben zu

können, was in unſeren Schulen alles gelehrt oder nicht gelehrt werden ſoll; aber einige Lücken habe ich dort wahrgenommen, die, nach meiner Meinung, ausgefüllt werden könnten und ſollten.

Es iſt allerdings wohl gethan, daß man den jungen Mitgliedern der bürgerlichen Geſellſchaft Leſen, Schreiben, Rechnen; dann wenn es weiter vorwärts geht, Geſchichte, Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte und Naturlehre; ferner claſſiſche und fremde Sprachen; und endlich, nach Umſtänden gar die höheren und ſublimſten Wiſſenſchaften beybringe.

Daß man bey allen Erziehungsanſtalten die Religion lehre, iſt unentbehrlich, weil ſie das Glück und Wohl und Heil unſrer Seele macht.

Indeſſen ſcheint mir, daß man auch für die Sicherheit und das Wohl des Leibes noch etwas mehr beym öffentlichen Unterricht thun könnte.

Einige diätetiſche und Geſundheitsregeln wären unſtreitig der erſte Gegenſtand zur Ausfüllung einer ſolchen Lücke. — Es hat

zwar ein biederer Mann ſchon vor mehreren Jahren auf der hieſigen Univerſität Vorleſungen über die phyſiſche Erziehung der Kinder und über Diätetik gegeben; ich wünſchte aber daß in allen Schulen überhaupt, in Städten und auf dem Lande, den Kindern, die ſchon in dem Alter ordentlicher Begriffe ſind, Lehren über die Pflege und Erhaltung ihres Körpers, Verhaltungsregeln über den Genuß von Speiſe und Trank, über Leibesbewegungen, ähnliche Regeln bey Veränderung der Jahrszeiten und der Witterung, bey Erhitzung oder Erkältung ꝛc. ꝛc. eingekant würden.

Da leider öfters noch Unglücksfälle durch giftige Pflanzen und giftige Schwämme, oder andere Giftſtoffe entſtehen: ſo ſollten alle mit der Erziehung ſich abgebende Menſchen ohne Ausnahme, jene ſchädlichen Gewächſe und Subſtanzen methodiſch kennen lernen, und ſie ihren Zöglingen in Natur, oder durch getreue Abbildungen in Gemählden, in Wachs ꝛc. ſo lange vorhalten und erklären, bis ſie eine zuverläßige Kenntniß davon haben.

Bey den Alten waren die öffentlichen Denkmahle, die öffentlichen Hallen, die Haine ꝛc. eine Art von Heiligthum, die nicht angetaſtet, verunſtaltet oder beſchädiget wurden. Wen ſchmerzt es nicht, daß er ſo oft Bäume und Ruhebänke auf öffentlichen Spazier- oder Beluſtigungsplätzen, Bildſäulen, Verzierungen und Pflanzungen in öffentlichen Gärten ꝛc. ꝛc. von muthwilligen Jungen verunreiniget, beſchädiget, verſtümmelt oder noch ärger mißhandelt ſehen muß?... Vergebens ſetzt man hier und da Warnungstafeln, um den Unfug zu verhüthen. Schon beym erſten Unterricht, in allen Schulen ſoll man der Jugend unabläßig die ſtrafwürdige Schändlichkeit jedes ſolchen, das ganze Publikum beleidigenden Muthwillens einſchärfen, und ſie ſolche Gegenſtände als eine Art von Heiligthum anſehen lehren.

Wen empört nicht oft die Grauſamkeit, mit welcher unſchuldige und wehrloſe Thiere von Kindern gequälet werden, nicht immer aus Boßheit, ſondern mitunter als unverſtändiger Zeitvertreib. Auch dieſem ekelhaf-

ten Frevel könnte und sollte durch Belehrungen beym öffentlichen Unterricht abgeholfen werden.

Endlich wäre, meines Erachtens, eine wesentliche Lücke im öffentlichen Unterricht dadurch auszufüllen, daß man in allen Erziehungsanstalten das vaterländische Gesetzbuch über Verbrechen und deren Bestrafung vorlese, einen zweckmäßigen Auszug davon verfasse, der Jugend, welche bereits das Alter der moralischen Unterscheidungskraft *) erreicht hat, zum Auswendiglernen vorschreibe, so gut wie den Katechismus, und sie sorgfältig daraus examinire .... Wie oft kommen bey den Gerichtsstellen Fälle vor, wo der noch junge Delinquent die wirkliche oder angebliche Unwissenheit über die Strafgesetze zu seiner Entschuldigung anbringen kann oder wenigstens will, und dadurch seine eigene Schuld und den Spruch des Richters in eine zweifelhafte Lage bringt! — Sobald das Gesetzbuch zum integranten Theil des

*) Annos discretionis.

öffentlichen Unterrichts wird, fällt die unglückbringende Unwiſſenheit weg, und man kann den Verbrecher ohne Verlegenheit aburtheln.

So lange der Pönal-Codex nur in Buchläden, oder auf den Rathstiſchen und im Gedächtniß derjenigen iſt, welche die begangenen Verbrechen beſtrafen müſſen, nicht aber auf dem Tiſche und im Gedächtniß derjenigen, welche die Verbrechen meiden ſollen, iſt er den Geſetztafeln der alten Locrenſer ähnlich, welche ſo hoch hingen, daß Niemand ſie leſen konnte, daß ſie folglich gleichſam gefliſſentlich Miſſethäter erzeugten.

XCIV.

Abnahme der Literatur und Lectüre.

Man klagt bereits im nördlichen Deutſchland, dieſem bisherigen Sitze einer ungemeinen literariſchen Thätigkeit, über eine merkliche Abnahme der Literatur und Lectüre.

Als Urſache dieſer beklagenswerthen A
nahme gibt man — wahrſcheinlich mit Re
— die Folgen der allgemeinen Kriege, d
da ſind: Störung friedlicher gelehrter I
ſtitute; Erlöſchung, Verſetzung, Einſchr
kung der Univerſitäten und anderer litera
ſcher Inſtitute; Verminderung der ehem
ligen Preßfreyheit; Abgang einer zahlreich
Jugend, die jetzt zu anderen Dingen v
wendet wird als zu Studien; eine allmäh
mehr und mehr um ſich greifende Verarmu
ſo vieler Provinzen; Geldmangel der den B
cherkauf zur Luxus-Ausgabe und alſo ſelt
macht. — Wo nun kein Bücherabſatz,
iſt auch keine Aufmunterung ſie zu ſchreib
und ſie zu drucken; der Buchhandel ſinkt
ſo, und mit ihm Literatur und Leſeluſt.

Wenn dieſe Angaben für Nord-Deutſ
land richtig und ihre Reſultate merkbar ſi
um wie viel mehr müſſen ſie es für Sü
Deutſchland ſeyn, wo ſeit 1793 beyne
unaufhörlich die Kanonen donnerten; wo k
ne Demarcations-Linien manche Provin
ruhige Zuſchauer des benachbarten Kamp

ihrer deutſchen Brüder ſeyn ließen, wie es im nördlichen Deutſchland von 1795 bis 1806 der Fall war?

Unter dem Waffengeräuſche ſchweigen die Muſen. — Die literariſche Thätigkeit in Wien, welche im Jahre 1781 begonnen hatte, nahm ſchon mit Anfang des Türkenkrieges ab, und hat ſich ſeit jenem Zeitpuncte, beſonders aber ſeit dem Jahre 1796, wo uns der Krieg immer näher und näher kam, nie mehr bedeutend belebt.

Seit dem Jahre 1788 ſind bis jetzt in Wien 122 Schriftſteller geſtorben, und ungefähr ein Dutzend ſind entweder auf andere Plätze verſetzt, oder durch mancherley Umſtände von hier entfernt worden. Unter dieſen finden ſich zwar viele unbedeutende, und ſolche, die vermöge ihres Alters zum Tode reif waren; aber manche bedeutende ſind viel zu frühzeitig dahin gerafft worden, wie Eckhel der Numismatiker, Schmidt, der Geſchichtſchreiber der Deutſchen; Gruber der Diplomatiker; Stoll der Arzt; Hunczowsky und Adam Schmidt die Chirurgen; Hai-

dinger und Stitz die Mineralogen; Alxinger, Blumauer, Jünger, Ratschky, Collin, die Dichter ꝛc. ꝛc. Alle diese könnten nach dem gewöhnlichen Gange der Natur noch jetzt leben, und haben bedeutende Lücken in der Literatur nach sich gelassen, weil sie bey weitem nicht alle in ihren Fächern hinreichend ersetzt sind.

Wenn das juvat socios habuisse dolorum einen gegründeten Trost geben könnte, so wäre es allerdings jetzt anwendbar; denn auch im übrigen Deutschlande verdünnert sich das Geschlecht der wahren großen Gelehrten, der genialischen und unterhaltenden Schriftsteller merklich. An ihre Stelle treten anmaßliche und unverständliche Hypothesenkrämer für die ernsten Wissenschaftsfächer, und geschraubte oder triviale Leyermänner für die Zweige der schönen Literatur.

Seit dem letzten Kriege ist die Leselust in Wien beynahe gänzlich verschwunden. Der ungeheuer hohe Preis der Bücher, und die übrigen Folgen der politischen Anstrengungen

haben die Aufmerksamkeit und die Ausgaben des Publicums auf andere Dinge gelenkt.... Selbst für den bessern Schriftsteller sind fast keine emolumenta laborum mehr. Es werden beynahe keine Bücher weiter gedruckt, als nur solche, welche gleichsam zum sogenannten Hausgebrauch unentbehrlich sind.

Bey diesen Umständen ist es eine wohlthätige Aufmerksamkeit der Regierung, daß sie jetzt viel liberalere Censurregeln befolgt als noch vor wenigen Jahren, und daß sie ganz neuerdings die Erlaubniß gegeben hat, wiederum Leihbibliotheken anzulegen, welche bekanntlich seit funfzehn Jahren verbothen waren. — H. Carl Armbruster hat mit Anfang dieses Jahrs die erste eröffnet, und man muß der guten Sache wegen alles Gedeihen dazu wünschen.

Der Himmel gebe daß ich mich irre; aber ich habe die traurige Ahndung, als ob dem ganzen Deutschland ein merklicher Rückfall von seiner bisherigen Geistescultur bevorstünde!... Man wähne nicht, daß die öffentlichen gelehrten Institute allein, ohne

ausgebreitete National-Schriftſtellerey und Lectüre, dieſen Rückfall aufzuhalten im Stande ſeyen. — War nicht noch vor wenigen Jahren ganz Italien voll gelehrter Akademien; und wo war doch mehr allgemeine Geiſtesfinſterniß im Volke als dort?

XCV.

Die Philoſophie ohne Beynahmen.

Der bereits in Gott ſelig ruhende hieſige Profeſſor Karpe gab vor einigen Jahren ein Leſebuch heraus, unter dem Titel: „die Philoſophie ohne Beynahmen.“ Hr. Karpe war zwar kein großes Licht in der philoſophiſchen Kirche, aber wahrlich! dieſer Einfall, eine Philoſophie ohne Beynahmen zu geben, verdient Achtung.... Die Philoſophie ſoll nur Eine ſeyn, wie die Mathematik, die Mechanik, die Aſtronomie nur Eine iſt, ohne durch einen beſonderen Nebentitel die Livree dieſes oder jenes Hypotheſenkrämers zu tragen.

Wem haben nicht seit ungefähr zwanzig Jahren die Ohren gegellt von dem kauderwälschen Geträtsche der Kantischen, Schellingschen, Fichtischen, Reinholdischen, Bardilischen, Krugischen, Pölizischen, Buterweckischen, Abichtischen u. s. w. Philosophie? — Ist dieß nicht der klarste Beweis, daß wir eigentlich gar keine Philosophie mehr haben, wenn die Träume, Grillen und marktschreyerischen Sophistereyen jedes excentrischen Kopfes für Philosophie gelten, der auf irgend einem Katheder einer kleinen Schule damit Aufsehen erregen, und Chef einer Secte werden will!

Bald wird man zweifeln müssen, ob es nicht besser wäre, von gar keiner Philosophie mehr zu hören, als all den Unsinn und Widersinn der oben genannten Sectenstifter verschlucken zu müssen, den kein Mensch, und vermuthlich seine Erfinder selbst nicht verstehen.

Freylich war es einst in Griechenland nicht viel besser: da schwatzte man im Tone der Platonischen, Pythagorischen, Aristippi-

ſchen, Epikuriſchen, Pyrrhoniſchen, Stoiſchen ſo genannten Philoſophie, welche indeſſen wenigſtens das Verdienſt haben, daß ſie uns noch jetzt durch ihre Paradoxe beluſtigen: ein Verdienſt, daß die heutigen Philoſophaſter ganz und gar nicht gewähren, weil ihr Geſchreibſel in einen ſo pedantiſchen Nebel gehüllt iſt, daß man nicht einmahl darüber lachen kann.

Da uns aber Philoſophie unentbehrlich iſt, um nicht wieder in den Stupor des finſtern Mittelalters zu verſinken, ſo rufe ich mit dem biedern Adelung: „Keine theoretiſche Philoſophie mehr; alle Erkenntniß muß practiſch werden! — Was liegt uns daran, aus welchen Ur-Elementen die Dinge beſtehen; woher ſie ſind; was aus ihnen wird! Weg mit dem Stolz, der aus Abſtractionen einen Pallaſt im leeren Raume baut, und von dort das Reich der Möglichkeiten zu beherrſchen glaubt! — Ein philoſophiſches Lehrgebäude ſoll bloß gemeinnützig ſeyn, das heißt, den Menſchen im geſellſchaftlichen Leben ſo glücklich machen als es die Vernunft

ihrer deutſchen Brüder ſeyn ließen, wie es im nördlichen Deutſchland von 1795 bis 1806 der Fall war?

Unter dem Waffengeräuſche ſchweigen die Muſen. — Die literariſche Thätigkeit in Wien, welche im Jahre 1781 begonnen hatte, nahm ſchon mit Anfang des Türkenkrieges ab, und hat ſich ſeit jenem Zeitpuncte, beſonders aber ſeit dem Jahre 1796, wo uns der Krieg immer näher und näher kam, nie mehr bedeutend belebt.

Seit dem Jahre 1788 ſind bis jetzt in Wien 122 Schriftſteller geſtorben, und ungefähr ein Dutzend ſind entweder auf andere Plätze verſetzt, oder durch mancherley Umſtände von hier entfernt worden. Unter dieſen finden ſich zwar viele unbedeutende, und ſolche, die vermöge ihres Alters zum Tode reif waren; aber manche bedeutende ſind viel zu frühzeitig dahin gerafft worden, wie Eckhel der Numismatiker, Schmidt, der Geſchichtſchreiber der Deutſchen; Gruber der Diplomatiker; Stoll der Arzt; Hunczowsky und Adam Schmidt die Chirurgen; Hai-

dinger und Stitz die Mineralogen; Alxinger, Blumauer, Jünger, Ratſchky, Collin, die Dichter ꝛc. ꝛc. Alle dieſe könnten nach dem gewöhnlichen Gange der Natur noch jetzt leben, und haben bedeutende Lücken in der Literatur nach ſich gelaſſen, weil ſie bey weitem nicht alle in ihren Fächern hinreichend erſetzt ſind.

Wenn das juvat socios habuisse dolorum einen gegründeten Troſt geben könnte, ſo wäre es allerdings jetzt anwendbar; denn auch im übrigen Deutſchlande verdünnert ſich das Geſchlecht der wahren großen Gelehrten, der genialiſchen und unterhaltenden Schriftſteller merklich. An ihre Stelle treten anmaßliche und unverſtändliche Hypotheſenkrämer für die ernſten Wiſſenſchaftsfächer, und geſchraubte oder triviale Leyermänner für die Zweige der ſchönen Literatur.

Seit dem letzten Kriege iſt die Leſeluſt in Wien beynahe gänzlich verſchwunden. Der ungeheuer hohe Preis der Bücher, und die übrigen Folgen der politiſchen Anſtrengungen

haben die Aufmerksamkeit und die Ausgaben des Publicums auf andere Dinge gelenkt.... Selbst für den bessern Schriftsteller sind fast keine emolumenta laborum mehr. Es werden beynahe keine Bücher weiter gedruckt, als nur solche, welche gleichsam zum sogenannten Hausgebrauch unentbehrlich sind.

Bey diesen Umständen ist es eine wohlthätige Aufmerksamkeit der Regierung, daß sie jetzt viel liberalere Censurregeln befolgt als noch vor wenigen Jahren, und daß sie ganz neuerdings die Erlaubniß gegeben hat, wiederum Leihbibliotheken anzulegen, welche bekanntlich seit funfzehn Jahren verbothen waren. — H. Carl Armbruster hat mit Anfang dieses Jahrs die erste eröffnet, und man muß der guten Sache wegen alles Gedeihen dazu wünschen.

Der Himmel gebe daß ich mich irre; aber ich habe die traurige Ahndung, als ob dem ganzen Deutschland ein merklicher Rückfall von seiner bisherigen Geistescultur bevorstünde!... Man wähne nicht, daß die öffentlichen gelehrten Institute allein, ohne

ausgebreitete National-Schriftstellerey und Lectüre, dieſen Rückfall aufzuhalten im Stande ſeyen. — War nicht noch vor wenigen Jahren ganz Italien voll gelehrter Akademien; und wo war doch mehr allgemeine Geiſtesfinſterniß im Volke als dort?

XCV.

Die Philoſophie ohne Beynahmen.

Der bereits in Gott ſelig ruhende hieſige Profeſſor Karpe gab vor einigen Jahren ein Leſebuch heraus, unter dem Titel: „die Philoſophie ohne Beynahmen.“ Hr. Karpe war zwar kein großes Licht in der philoſophiſchen Kirche, aber wahrlich! dieſer Einfall, eine Philoſophie ohne Beynahmen zu geben, verdient Achtung.... Die Philoſophie ſoll nur Eine ſeyn, wie die Mathematik, die Mechanik, die Aſtronomie nur Eine iſt, ohne durch einen beſonderen Nebentitel die Livree dieſes oder jenes Hypotheſenkrämers zu tragen.

Wem haben nicht seit ungefähr zwanzig Jahren die Ohren gegellt von dem kauderwälschen Geträtsche der Kantischen, Schellingschen, Fichtischen, Reinholdischen, Bardilischen, Krugischen, Pölizischen, Buterweckischen, Abichtischen u. s. w. Philosophie? — Ist dieß nicht der klarste Beweis, daß wir eigentlich gar keine Philosophie mehr haben, wenn die Träume, Grillen und marktschreyerischen Sophistereyen jedes excentrischen Kopfes für Philosophie gelten, der auf irgend einem Katheder einer kleinen Schule damit Aufsehen erregen, und Chef einer Secte werden will!

Bald wird man zweifeln müssen, ob es nicht besser wäre, von gar keiner Philosophie mehr zu hören, als all den Unsinn und Widersinn der oben genannten Sectenstifter verschlucken zu müssen, den kein Mensch, und vermuthlich seine Erfinder selbst nicht verstehen.

Freylich war es einst in Griechenland nicht viel besser: da schwatzte man im Tone der Platonischen, Pythagorischen, Aristippi-

ſchen, Epikuriſchen, Pyrrhoniſchen, Stoiſchen ſo genannten Philoſophie, welche indeſſen wenigſtens das Verdienſt haben, daß ſie uns noch jetzt durch ihre Paradoxe beluſtigen: ein Verdienſt, daß die heutigen Philoſophaſter ganz und gar nicht gewähren, weil ihr Geſchreibſel in einen ſo pedantiſchen Nebel gehüllt iſt, daß man nicht einmahl darüber lachen kann.

Da uns aber Philoſophie unentbehrlich iſt, um nicht wieder in den Stupor des finſtern Mittelalters zu verſinken, ſo rufe ich mit dem biedern Adelung: „Keine theoretiſche Philoſophie mehr; alle Erkenntniß muß practiſch werden! — Was liegt uns daran, aus welchen Ur-Elementen die Dinge beſtehen; woher ſie ſind; was aus ihnen wird! Weg mit dem Stolz, der aus Abſtractionen einen Pallaſt im leeren Raume baut, und von dort das Reich der Möglichkeiten zu beherrſchen glaubt! — Ein philoſophiſches Lehrgebäude ſoll bloß gemeinnützig ſeyn, das heißt, den Menſchen im geſellſchaftlichen Leben ſo glücklich machen als es die Vernunft

vermag... Man fange an mit Anthropologie, weil der Mensch sich selbst am ersten kennen muß; darauf komme Logik; dann Naturkunde, weil die Unwissenheit in derselben jeden Aberglauben begünstiget; ferner Kosmologie, so viel man davon wissen kann; endlich Moral, die unser Verhalten aus der Natur des gesellschaftlichen Lebens herleite."

Das wäre eine Philosophie ohne Beynahmen.

Von der Philosophie ist der Uebergang auf die Philosophen ganz natürlich. Diese Leute, selbst die Aechtesten und Besten unter ihnen, waren leider von jeher nicht sehr bey ihren Menschenbrüdern beliebt; ein Umstand, der sich ganz leicht erklären läßt. — Da das werthe Menschengeschlecht gleichsam einen stillschweigenden Vertrag geschlossen zu haben scheint, sich nach Umständen, unter mancherley süßlichen oder imposanten Nahmen, wechselweise bey der Nase zu führen, zu äffen, zu necken, zu plagen, zu betriegen, zu brutalisiren u. s. w. der Philosoph aber dieses Possenspiel leicht durchschaut, und die Sa-

che gewöhnlich bey ihrem wahren Nahmen nennt, so muß er ja wohl wie ein allgemeiner Feind angesehen werden....

Wer weiß nicht, wie es dem Sokrates bey den Athenienſern, dem Kalliſthenes beym ſo genannten Großen Alexander, dem Seneca bey ſeinem Zögling Nero erging, weil ſie zu viel Dinge beym rechten Nahmen genannt hatten!

Der alte ehrliche Fontenelle hatte Recht, als er ſagte: „wenn ich eine ganze Fauſt voll Wahrheiten hätte, ſo würde ich mich ſehr bedenken, die Fauſt aufzumachen, und dieſe Wahrheiten unter die Menſchen kommen zu laſſen.“

Es iſt allerdings traurig, daß es in unſeren Zeiten immer nothwendiger wird, beſonders jungen feurigen Seelen fleißig mit Alxinger zuzurufen:

Wahrheit lehren iſt gefährlich,
Mein' man es auch noch ſo ehrlich:
Kreuz und Schierlingsbecher ſind
Alles was man hier gewinnt!

— — — — — —

XCVI.

Kostbare Meubeln.

Es gibt gegenwärtig in Wien Neue Reiche, wie es deren in Paris gibt. Da nun jeder Mensch seine kleinere oder größere Dosis von Eitelkeit hat, so setzen viele dieser, schnell, und ohne selbst recht zu wissen wie, reich gewordenen Leute die ihrige darein, ihren Reichthum auf irgend eine Art zur Schau zu stellen, entweder durch kostbare Landhäuser, oder durch glänzende Equipagen und Pferde, oder durch große Tafeln, oder durch prächtiges Ameublement.

Diese letztere Manie ist für jetzt ziemlich allgemein. — Man erstaunt, wenn man zu diesem oder jenem Lieferanten, Negozianten, Officianten, Gewerbsmann u. s. w. kömmt, über den Luxus seiner Hauseinrichtung.... Wie da alles drapirt, garnirt und pimpirt ist! — Welche kostbare Parketten; welche Betten im ägyptischen, griechischen, römischen, oder chinesischen Styl; — welche Sofas, chaises longues, lits de repos, Fauteuils, Tabourets! — welche

die Luftbilder von Volksregenerirung und Volks-Souveränetät zwar verdünstet; aber der einmahl aufgeregte Kitzel des Besserwissens, des Krittelns, des Spottens und Tadelns ist nun doch wirksam geblieben.

Wenn ein biederer, gesetzter, kenntnißreicher Mann, der in seinem eigenen Hause Muster von Ordnung ist, allenfalls Bemerkungen oder Zweifel über öffentliche Verfügungen mit Bescheidenheit vorbringt, so hört man ihm ruhig zu, weil man weiß, daß jedes Ding von mehrern Seiten betrachtet werden kann. Aber was ist widerlicher, als wenn Leute, die ihre eigene kleine Familie nicht in Ordnung zu bringen; die ihr unbedeutendes Gewerbe nicht aufrecht zu halten; die ihr subalternes Aemtchen nicht tadellos zu verwalten vermögen: wenn solche Leute sich zu Reformatoren und Regenten auserkoren dünken; wenn sie unaufhörlich von den Gebrechen der öffentlichen Verwaltung, von politischen Mißgriffen, von falschen Regierungs-Maßregeln schwatzen; wenn man sieht, wie sie über jeden kleinlichen, oft unabhelf-

lichen ungünstigen Vorfall ihren giftigen Spott ausgießen!

Was soll man erst dann sagen, wenn Leute, die durch ihr eigenes unverständiges oder unordentliches Benehmen (von dem sie aber nicht gerne reden hören) in mißliche Umstände gerathen sind, die Schuld davon auf die Verfügungen der Regierung wälzen möchten? — — —

Solcher Sumsefliegen gibt es indessen nicht wenige in Wien; und da es in keiner Hauptstadt auf Erden an Malcontenten, an naseweisen Spöttern, an verunglückten Projectmachern, und an müßigen Manlaffen fehlt, so finden sie immer ein Häuflein, das mit ihnen einstimmt, und wohl gar ihre Superklugheit bewundert.

Wer weiß nicht, daß es keine ganz vollkommene Staatsverfassung und Staatsverwaltung in der Welt gibt? — Wer weiß nicht, wie leicht es sey, gleißende Gemeinsprüche und blendende Theorien aufzustellen, wie schwer aber in Praxi, jedem Uebelstand abzuhelfen?

von jeder Seite — den Handel ins Reine zu bringen unternehmen.

Dieſe Unterhändler, gewöhnlich gens sans aveu, ſind mit allen Wucherern und Leuteſchindern im brüderlichen Einvernehmen; ſie ſind eine Art von Jagdhunden, welche denſelben von der einen Seite die ausgeſäckelten Praſſer, Spieler, Verſchwender, die präſumtiven reichen Erben u. ſ. w. ſo wie von der andern auch die durch plötzliche Unglücksfälle in die Klemme gekommenen Leute jedes Standes in das Netz zu treiben ſuchen, und wenn ſie dieſelben nach Art der Spinnen mit ihrem Ränkegarn feſt genug umſchnürt haben, entweder den Raub ganz mit ihren Committenten theilen, oder doch wenigſtens ihre gute Portion davon nehmen.

Oft ſind es Leute, die ehedem ſelbſt durch Unterhändler zu Grunde gerichtet wurden; die mit eigenem Schaden die Kniffe ſowohl als die Vortheile des Unterhändlergewerbes kennen gelernt haben, und jetzt gegen andere das Nähmliche ausüben, was zehn Jahre früher an ihnen ſelbſt geſchehen iſt.

„Es sucht jemand 10000 fl. auf eine Fabrike aufzunehmen. Unterhändlern wird kein Gehör gegeben.“

„Es sucht jemand ein Haus in der Stadt oder Vorstadt zu kaufen. Unterhändler werden nicht angenommen.“

„20000 fl. sind auf eine Real-Hypothek auszuleihen. Unterhändlern wird kein Gehör gegeben u. s. w.

So bekommen diese Leute im Angesicht des ganzen Publicums zu tausendmahlen die exclusivam, und doch pflanzt sich ihr Geschlecht unausrottbar fort.

Wer sind die Unterhändler?

Dieß ist ein Geschmeiß von pfiffigen, unverschämten, heillosen Tagdieben, die in Kaffehhäusern, in Wirthshäusern, auf Gassen und Straßen, kurz allenthalben herum lauern und herum horchen, ob sie nicht jemanden aufspüren können, der sich in einer Geldverlegenheit befindet, oder der was immer für ein Geldgeschäft zu machen vorhat, wobey sie sich als Mittelsmann anbiethen, und wenn es recht christlich geht — für 10 Procent

Gegen dieſe iſt aber noch niemahl eine Proteſtation in der Zeitung erſchienen! — Das Gewerbe dieſer mitleidigen Seelen iſt von viel ſanfterer Art, und doch wüthet die Polizey und die Juſtiz manchmahl mit großer Strenge gegen ſie, da man im Gegenſatz nie hört, daß gegen das Lumpengeſinde von Unterhändlern eine ernſtliche und nachdrückliche Maßregel genommen worden wäre.

XCIX.

Die Geſellſchaft adelicher Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen.

Eine glänzende, und in jedem Betracht neue Erſcheinung! — Dieſer in ſeiner Art einzige Verein bildete ſich zu Ende des Jahres 1810, und iſt ſeit einem Jahre bereits in größter Thätigkeit zur Erfüllung ſeines Zwecks.

In der Schrift, welche dieſe Geſellſchaft

über ihre Einrichtung hat drucken laſſen, ſagt ſie:

„Die Kräfte des Staats ſind durch „vieljährige außerordentliche Auslagen ge„ſchwächt worden; unterdeſſen bedarf ſo man„che nützliche Anſtalt der Unterſtützung, man„che neue wäre zum großen Vortheil des „Staats zu errichten; die inländiſche Indu„ſtrie im weiteſten Verſtande erwartet Er„munterung, der Kunſtfleiß im Fabriks- und „Gewerbsweſen wie im Landbau, iſt zu be„leben, nützliche Erfindungen aller Art ſind „aufzumuntern; Wiſſenſchaften und Künſten „iſt hülfreiche Hand zu biethen. Es iſt ein „hohes Verdienſt um das Vaterland, wenn „Privaten, wenigſtens zum Theile, und „allmählig leiſten, was der Staat jetzt nicht „zu leiſten vermag.“ — „Zur Erreichung „dieſes ſchönen Endzwecks durch freywillige, „eigene und geſammelte Beyträge mitzuwir„ken, iſt für das weibliche Geſchlecht ein „ehrenvolles ſchönes Geſchäft. In dieſer Ab„ſicht wurde der Vorſchlag zur Errichtung „der Geſellſchaft gemacht.“

„Die Gesellschaft besteht aus beytragen-
„den und wirkenden Mitgliedern, einem
„Ausschuß, der aus zwölf Damen besteht,
„und einem Oberhaupte. Die Stadt und die
„Vorstädte werden in zwölf Theile oder Be-
„zirke getheilt, und jeder der zwölf Damen
„des Ausschusses wird einer dieser Bezirke
„bestimmt. Jede derselben sucht eine be-
„trächtliche Anzahl von Frauen, die in ih-
„rem Bezirke wohnen, als wirkende Mitglie-
„der mit der Gesellschaft zu verbinden, und
„diesen wirkenden Mitgliedern werden kleinere
„Bezirke angewiesen, in welchen sie eben-
„falls für die Ausbreitung der Gesellschaft
„sorgen, und beytragende Mitglieder aus
„allen Ständen mit derselben zu verbinden
„suchen.“ — „Jedes zur Gesellschaft tretende
„Mitglied (sowohl die beytragenden als wir-
„kenden) erklärt sich zu einem jährlichen be-
„stimmten Beytrage. Diesen freywilligen
„Beyträgen werden keine Gränzen gesetzt,
„sondern sie sind ganz dem Edelmuthe zur
„Erzielung des Guten überlassen.“

„Ueber die Verwendung der eingegange-

über ihre Einrichtung hat drucken lassen, sagt sie:

„Die Kräfte des Staats sind durch „vieljährige außerordentliche Auslagen ge„schwächt worden; unterdessen bedarf so man„che nützliche Anstalt der Unterstützung, man„che neue wäre zum großen Vortheil des „Staats zu errichten; die inländische Indu„strie im weitesten Verstande erwartet Er„munterung, der Kunstfleiß im Fabriks- und „Gewerbswesen wie im Landbau, ist zu be„leben, nützliche Erfindungen aller Art sind „aufzumuntern; Wissenschaften und Künsten „ist hülfreiche Hand zu biethen. Es ist ein „hohes Verdienst um das Vaterland, wenn „Privaten, wenigstens zum Theile, und „allmählig leisten, was der Staat jetzt nicht „zu leisten vermag.“ — „Zur Erreichung „dieses schönen Endzwecks durch freywillige, „eigene und gesammelte Beyträge mitzuwir„ken, ist für das weibliche Geschlecht ein „ehrenvolles schönes Geschäft. In dieser Ab„sicht wurde der Vorschlag zur Errichtung „der Gesellschaft gemacht.“

Mitglieder der Gesellschaft, wovon die Fürstinn Caroline von Lobkowitz zur Vorsteherinn gewählt wurde.

Obschon in dem ersten Entwurfe bereits einige Gegenstände bestimmt sind, auf die sich die Sorgfalt der Gesellschaft vorzüglich verwenden soll, so werden doch Zeit und Umstände jedesmahl am deutlichsten angeben, wo diese Verwendung am zweckmäßigsten und dringendsten sey.

Bis jetzt hat die Gesellschaft der adelichen Frauen mit ihren eigenen und den aus den unteren Ständen gesammelten Beyträgen das Taubstummen-Institut, das Institut für blinde Kinder, das Findelhaus, das weibliche Erziehungshaus zu St. Pölten, das Krankenhaus der hiesigen Elisabethinerinnen u. s. w. großmüthig unterstützt. — Daß die Theilnahme an dieser Anstalt sehr bedeutend und allgemein seyn müsse, beweist der Umstand, daß sie sich im Stande sah, schon im verflossenen Herbste den Bau und die Dotirung eines eigenen ganz neuen Krankenspitals bey der Stadt Baden zu unternehmen.

Der in dem ersten Plane geäußerte Wunsch, daß sich diese Gesellschaft aus der Hauptstadt auch in die Provinzen verbreiten möge, ist ebenfalls schon vor Ablauf des ersten Jahres ihrer Existenz in Erfüllung gegangen: es haben sich fast in allen beträchtlicheren Provinzial-Städten Oesterreichs Filial-Gesellschaften der hiesigen Mutter-Gesellschaft gebildet.

C.

Neueste Finanz-Verfügungen. — Verschwindung der Bancozettel. — Einlösungsscheine.

Der giftige Pfuhl der französischen Revolution, jene alles entehrende und alles zerstörende Tollheits-Epoche, die selbst in Frankreich jetzt actenmäßig nie anders genannt wird, als die Zeit der Verrücktheit und des Unglücks *), hatte so viel Verderb-

*) Le tems de nos égaremens et de nos malheurs.

niß erſt über ihren eigenen Boden, und dann über einen großen Theil von Europa ausgehaucht, daß dadurch eine große Zahl von Völkern und Staaten in Verwirrung und Bedrängniß geriethen. Dieſes Bedrängniß offenbarte ſich vorzüglich in Rückſicht der Finanzen beynahe aller Länder; faſt alle ſind mehr oder minder erſchöpft worden; faſt alle haben ihre Zuflucht zu einem Papiergeld nehmen müſſen, um damit den größten Theil der nöthigen Circulation zu decken. Selbſt das ehedem geldreiche Britannien ſteht in dieſem Puncte jetzt an der Spitze.

Was Wunder, wenn dieſes Loos auch Oeſterreich traf, das den großen Kampf gegen die damahligen Erdumwälzer am erſten begonnen, und ihn am längſten ausgehalten hat? Auch Oeſterreich iſt alſo erſchöpft worden; und man muß ſich wahrlich weniger darüber wundern, daß es bis auf einen gewiſſen Grad erſchöpft wurde, als darüber, daß es nicht früher und nicht noch mehr erſchöpft worden iſt.

Schon unter der Kaiſerinn Maria Thereſia

wurden bekanntlich für zwölf Millionen Banozettel in Umlauf geſetzt. Im Jahre 1785 erhöhte Kaiſer Joſeph die Summe dieſes Papiergeldes auf zwanzig Millionen.

Die langwierigen und ungeheuer koſtſpieligen Kriege *), in welche der jetzige Kaiſer verwickelt wurde, verſetzten den Staat in die Nothwendigkeit, allmählig immer mehr Papiergeld in Umlauf zu bringen. Die große Vermehrung desſelben hatte dann auch hier zur Folge, was ſie von jeher und in allen Ländern zur Folge gehabt: daß es nähmlich ſtets mehr und mehr gegen die klingende Münze verlor, und daß zu Anfang des Jahres 1811 der Cours bis gegen 1500 für 100 ſtieg.

Nun fand die Regierung für unausweichlich, ein peremtoriſches und durchgreifendes Mittel anzuwenden, um wieder mehr Gleichgewicht und Ordnung in die Geldangelegenheiten des Staats zu bringen. — Am

*) Man wird ſich einen Begriff davon machen können, wenn man weiß, daß in einigen Feldzügen jeder Tag eine Million koſtete.

15. März 1811 erschien ein, unterm 20. Februar datirtes Patent, welches unverhohlen sagte, daß die Masse des sämmtlichen österreichischen Papiergeldes sich auf die Summe von 1060,798,753 Wienergulden belaufe. . . . Ueber diese Summe von Bancozetteln statuirte das erwähnte Patent im Wesentlichen folgende Maßregeln:

„Die Bancozettel haben nur noch bis „letzten Januar 1812 in Umlauf zu blei„ben." — „Bis dahin werden sie nach dem „fünften Theil ihres Nennwerths mit Ein„lösungsscheinen ausgewechselt werden." — „Vom 15. März 1811 an werden die Ban„cozettel gegen Einlösungsscheine und Con„ventionsmünze auf den fünften Theil ihres „Nennwerthes bestimmt, und sind in diesem „Betrage sowohl bey den öffentlichen Cassen „als von Privaten, bis Ende des Ja„nuars 1812 anzunehmen." — Mit 1. Fe„bruar 1812 treten die Einlösungsscheine „an die Stelle der Wiener-Bancozettel, als „das einzige Papiergeld im Staate, und de„ren Nennwerth die so genannte Wiener-

„Währung bestimmt.“ — „Einlösungsschei-
„ne werden nicht mehr in Umlauf gesetzt, als
„zur Einwechslung der Bancozettel, nach dem
„fünften Theil ihres Nennwerths erforder-
„lich sind. Somit wird sich die Summe der
„Einlösungsscheine auf keinen Fall höher als
„auf 212,159,750 Wienergulden belau-
„fen.“ — „Auch diese Einlösungsscheine sollen
„allmählig vermindert, ein Amortisations-
„fond errichtet, und derselbe durch Verkauf
„von Staats- und geistlichen Gütern fundirt
„werden.“ — „Die bisher cursirenden Ku-
„pfermünzen sind ebenfalls auf den fünften
„Theil ihres Nennwerths reducirt.“ — „Für
„die Zahlungen von Schulden, Contrac-
„ten u. s. w. unter Privatleuten, vom Jah-
„re 1800 angefangen, wird ein Regulativ
„oder eine so genannte Scala festgesetzt, die
„mit dem von jenem Zeitpunct an stets stei-
„genden Geldcourse in einem übereinstimmen-
„den Verhältniß steht.“ — „Die Interessen
„der Staatsobligationen werden, nach ihren
„verschiedenen Proportionen, sämmtlich auf

„die Hälfte (in Einlösungsscheinen zahlbar) herab gesetzt.“

Diese allumfassende, diese bisher in Europa in ihrer Art einzige Finanzverfügung, wurde in allen deutschen Provinzen der Monarchie (für welche sie auch nur bestimmt war) mit ungetrübter Ruhe publicirt und fortschreitend exequirt. . . . Von Monath zu Monath wurden die verschiedenen Sorten der Bancozettel, zuerst die zu 500, dann die zu 100, die zu 50 und 25, die zu 10, zu 5, zu 2 und 1 Gulden einberufen, mit Einlösungsscheinen ausgewechselt, und verschwanden somit gleichsam unmerklich. . . . Und sonderbar! Die Wiener, welche eine Zeit lang ziemlich viel Uebels von ihren Bancozetteln gesagt hatten, trennten sich jetzt mit lauten Wehklagen von denselben.

Die jetzt cursirenden neuen Einlösungsscheine sind zu 1, zu 2, zu 5, zu 10, zu 20, zu 100, und zu 500 Gulden.

Am 1. Februar 1812 wurde auch neue Scheidemünze von Kupfer und von den kleinsten Sorten in Umlauf gesetzt.

CI.

Medicinische Moden.

Freund! kein Erdenbürger handelt frey;
Alle fesselt Modetyranney;
Sie, die Damen, süßen Herren, Zofen
Durch Jahrtausende Gesetze gab,
Schwingt auch über steife Philosophen,
Selbst über Aerzte ihren Zauberstab.

Dieß ist allerdings ein etwas schlimmer Umstand, daß auch die Praxis und die Mittel, uns Gesundheit und Leben zu erhalten, jenem hyperlauischen Ding, Mode benahmset, unterworfen seyn sollen. Indessen scheint dieses Gebrechen der Hygiäa selbst ein chronisches zu seyn.... Wer erinnert sich nicht des großen Doctor Sangrado, *) zu dessen Zeit es allgemeine medicinische Mode war, das Menschengeschlecht durch warmes Wasser und Aderlassen dünner zu machen? Wer kennt nicht die Aerzte des Moliere **), die

*) Geschichte des Gilblas von Santillana.

**) Passez moi l'émetique, et je vous passerai la saignée; sagt ein Doctor zum andern.

damahls so fest auf ihre Facultäts-
hielten?

Schon vor dreyßig Jahren schr
witzige Sturz: „gibt es eine Wisse
„die unterliegende Natur aufzurichte
„wer wählt unter der zahllosen Me
„Mitteln, die oft nur die Mode des
„in Schutz nimmt? Von der Tra
„bis zu Pomme's Brühen, welche R
„Pflanzen, Salzen, Gummi, Metal
„Giften? Theerwasser, Schierling,
„rauch und Eicheln, Guajak und Po
„zenblätter, Käfer, Würmer und Bel
„na, Vipernsuppen und Eselsmilch,
„ben ihren Ruf überlebt; die Quassi
„mit der Quinquina, und man kön
„vom Queckſilber übel zu sprechen. T
„cetti fumigirt alle Zufälle weg; jen
„funkenweise Krankheiten ab, oder
„durch Magnete wie Eisenstaub an;
„durch die vis centrifuga, und
„durch den Beyschlaf das Podagra."
noch vor Kurzem las ich in einem
Büchlein: „Ich habe von Zeit zu Ze

Spital beſucht: Es war eine Epoche, wo der Schnepper und die Lanzette das Blut der Kranken in Strömen vergoß. In einer anderen Epoche konnte man der Abtritte nicht genug bauen, um die Wirkung der ewigen Purganzen abzuführen. Seit dem neueſten Reiche der Brownianer iſt das Spital zum Weinſchank geworden, und die aſtheniſchen Patienten werden während eines hyperſtheniſchen Räuſchchens ad patres ſpedirt. *)"

Was hat dieſe letztere Heilmode, das Browniſche Syſtem, für einen Rumor in der mediciniſchen Welt gemacht! wie laut ertönten alle kritiſchen und polemiſchen Trompeten ſeit mehreren Jahren zum Lobe deſſelben! . . . und doch hat einer der Koryphäen davon, der berühmte junge * noch vor ſeiner Abreiſe aus Wien ein Dutzend ſeiner Collegen zuſammen geladen, und ihnen feyerlich erklärt, daß er den Brownismus für unhaltbar erkenne, daß er ſich daran geirrt habe, und wieder ganz davon abgehe.

*) Gabriel, oder die Stiefmutter Natur.

Hat nicht noch vor Kurzem der Doctor ** alle Krankheiten durch Electrisiren geheilt?

Hat nicht erst vor drey Monathen der Doctor *** auf einem großen Regalbogen an allen Ecken der Stadt sein Buch angekündigt, mit dem Titel: Beweis daß das Queckſilber bey Heilung der Luſtſeuche höchſt ſchädlich ſey; dieſes Mittel, welches man ſeit zwey Jahrhunderten für das einzige Specificum gegen jene Krankheit hielt!

Iſt es bey ſo bewandten Umſtänden zu verwundern, wenn manche Leute in ihrem Glauben an die Heilkunde etwas erkalten?

Indeſſen laßt uns Troſt ſchöpfen: unſere reiferen Aerzte ſind nicht die Wetterhähne, welche das Modelüftchen jeder Hypotheſe in ſtetem Wirbel dreht.—Auch ſcheint es am Ende die Natur noch beſſer mit den Menſchen zu meinen, als die Ausflicker derſelben; einige Individuen ausgenommen, die durch jene modiſchen Aesculape in die Grube kommen, läßt ſie im Ganzen doch immer eine gleich große Anzahl von unſrer Gattung zu Staub und Moder werden, es mögen die Schüler Boer-

haves, Sydenhams, Röschlaubs oder Hufelands am Krankenbette geſtanden haben.

CII.

Schnurrbärte und Schnürbrüſte.

Zwey der neueſten Mode-Erſcheinungen in Wien.

Der Schnurrbart, welcher gewiſſen Phyſiognomien allerdings ein Anſehn von Männlichkeit und edlem Trotz gibt, war hier in der feineren Welt beynahe ganz verſchwunden; ſelbſt die Officiers trugen ihn faſt gar nicht mehr; nur Edelleute aus dem tieferen Ungarn oder Pohlen erſchienen noch gelegenheitlich mit demſelben. Aber ſeit ein paar Jahren iſt er plötzlich wieder außerordentlich beliebt geworden.

Der letzte Krieg trug ohne Zweifel hierzu das Meiſte bey: da Jünglinge aus anſehnlichen und reichen Familien häufig unter der damahls errichteten Landwehr dienten, ſo

ließen sie sich, als ein ehemahliges charakteristisches Zeichen des Soldatenstandes, einen Schnurrbart wachsen, und dieß mit Recht... Daß sie ihn jetzt noch immer tragen, nachdem ihr Waffenberuf aufgehört hat, nehme ich für ein gutes Zeichen: nähmlich für eine stillschweigende Zusage, daß sie bey allenfalls eintretender Nothwendigkeit wieder bereit wären, den Säbel zur Vertheidigung des Vaterlandes zu ergreifen.

Allein, außer jenen verdienten Jünglingen haben sich erst nach hergestelltem Frieden so manche andere junge Herren ihre Oberlippe mit Flaumen überwachsen lassen, die ganz und gar keinen Anspruch auf eine solche Auszeichnung haben.... Wollen sie damit das Publicum täuschen? Soll es elegant seyn? Soll es von ihrem theoretischen Muthe zeugen?

Wenn sie indessen nicht des festen Entschlusses sind, im ereignenden Falle, eben so wie jene erstern, auf das Feld der Ehre zu gehen, so thäten sie, meines Erachtens besser, dem Barbiermesser wieder freyen Lauf unter ihrer Nase weg zu lassen.

* * *

Wenn die Mode des Schnurrbärtchens im Gesichte so manches pulverscheuen jungen Herrn bloß lächerlich ist: so ist dagegen die wieder aufgewärmte Mode der Schnürbrüste bey der vornehmen weiblichen Jugend desto ernsthafter.

Man hatte schon lange anerkannt, daß im Vergleich mit dem Bischen steifer Eleganz, welche das Mieder *) diesem oder jenem Mädchen verschafft, der Schaden unendlich größer und ausgebreiteter sey, welchen dieser weibliche Harnisch bey so vielen jungen Geschöpfen anrichtet, die er schief, höckerig, zum Kindergebären untauglich macht u. s. w. — Kaiser Joseph gab zu seiner Zeit eine eigene Verordnung, daß kein Mädchen mit einer Schnürbrust in die öffentlichen Schulen kommen durfte. Somit verschwand dieselbe bey den unteren Ständen gänzlich, und selbst die oberen Stände ahmten allmählig diesem Beyspiele nach. Auch sah man seit dreyßig

*) So nennt man in Wien die Schnürbrust.

Jahren unendlich weniger verwachsene Mädchen als ehedem.

Wie man aber einer vernünftigen Sache stets eher überdrüssig wird als einer albernen, so ging es auch hierin. Seit ein paar Jahren hat die vornehme Welt einen Mädchenkörper ohne Mieder wieder zu gemein gefunden, und ein paar fremde Tausendkünstler haben unter einer etwas veränderten Gestalt und einem betriegerischen Nahmen, unsern Comtessen, Baronessen und gnädigen Fräulein abermahl in die Mieder gesteckt.

Vergebens hat der Kinderarzt und Kinderfreund, Doctor Gölis einen nachdrücklichen Aufsatz gegen die neuen und verkappten Schnürbrüste in die öffentlichen Blätter einrücken lassen, und die schlimmen Folgen gezeigt, welche dieses unnatürliche Kleidungsstück auf den empor keimenden weiblichen Körper hat. Er scheint tauben Ohren geprediget zu haben; denn die Miedersucht verbreitet sich aus den oberen Ständen bereits wieder in den Mittelstand herunter.

Der berühmte Naturforscher Linnäus

zählte die Weiber, welche ſich durch die Schnürbrüſte die Taille zum umſpannen machen, unter die Inſecten, deren äußerſte Körpertheile in der Mitte nur durch einen dünnen Faden zuſammen hängen!

Indeſſen mag das Mieder doch ſeinen Werth haben, für Weiber nähmlich, die bereits auf der Rückreiſe aus dem Lande der Schönheit ſind, aber noch jünger ſcheinen wollen; bey ſolchen kann das Fiſchbeingerüſte als Stützmaſchine noch Dienſte leiſten, und hier und da einen Neuling täuſchen. Nur müſſen ſie damit nicht an die Kenner kommen, damit es ihnen nicht ergehe wie der welken Pariſerinn, die zu dem ſchon ſehr alten, aufmerkſam nach ihrem Buſenſtreif blickenden Voltaire ſagte: comment Mr. de Voltaire, vous regardez encore ces petits coquins? — de petits coquins, Madame, erwiederte der alte Schalk, de petits coquins?? — ce sont bien de grands *pendards!*

CIII.

Mittel zur ehelichen Eintracht.

Die Theologen haben Recht. Schönheit, Jugend, Reichthum, Ehrenstellen: dieß sind die gefährlichen Klippen auf der Fahrt des Lebens für uns gebrechliche Menschenkinder.

Nicht genug, daß jene Irrlichter einzelne Individuen sehr häufig auf verderbliche Abwege führen; sie sind leider die wahren Satanskrallen, welche so oft das heilige Band der Ehe verwickeln und abreissen. Ein Glück, daß sie nicht von sehr fester Dauer sind, und manche Christenseelen sich noch zeitig genug von ihnen losmachen.

Oront war ohne Vermögen, aber ein bildschöner Mann. Seine Hälfte, die liebliche Kalliste, ebenfalls arm, aber in der vollsten Blüthe der Jugendreitze. Die zwey Leute liebten sich mit einem Feuer, mit einer Inbrunst, wie kaum Hero und Leander ehedem; sie konnten keinen halben Tag seyn, ohne sich zu sehen. Ein günstiges Ereigniß macht es möglich, daß sie sich heirathen. Aber

du mein Himmel! nach drey Monathen welch eine Ehe!... Man ſieht ſie nicht eine Viertelſtunde mehr beyſammen; er da, ſie dort. — Nur mit Widerwillen geht er nach Hauſe, und eilt ſobald möglich wieder aus demſelben. — Sie erſcheint nicht anders als von drey bis vier jungen liebenswürdigen Cavaliers umgeben. Er wird durch Fürſprache dieſer und jener Präſidentinn von einer Stelle zur andern, und immer mit Avancement verſetzt: die Dankbarkeit feſſelt ihn natürlich an dieſe Häuſer, und läßt ihm keine Zeit, ſich in ſeinem eigenen umzuſehen. — Das Ding hat eine gute Weile gedauert. Nun iſt Kalliſte in ihr Stufenjahr getreten; die häufige Schminke hat ihre Haut gräßlich verdorben, ihre Zähne ſchwarz und wackelnd gemacht. Ihn hat ſeine letzte Krankheit ſo ſehr mitgenommen, daß er kaum mehr kenntlich iſt.... Seit dem iſt die ſchönſte eheliche Eintracht zwiſchen ihnen hergeſtellt; ſie leben von aller Welt ungeſtört in ihrem Hauſe, und wandeln ungetrennt mit einander.

Stax hatte ein paar Tonnen Goldes;

Cephise nicht viel weniger. Sie heirathen sich, und machen zusammen ein schönes fröhliches Haus. Aber nach vier Wochen welch eine Wirthschaft! — Es schien als ob sie gar nicht geheirathet wären; sie sahen sich oft zwey und drey Wochen mit keinem Auge: er ist in einem Flügel des Hauses, sie im anderen; er in einem Theater, sie im anderen; er auf diesem Hausball, sie auf jenem; er in Dornbach, sie in Schönbrunn. — Endlich entsteht ein Prozeß zwischen ihnen über wechselseitige Eingriffe in das Vermögen. Aus dem Prozeß wird ein Bankerott. — Das große Geld ist fort; die unbarmherzigen Gläubiger versteigern Equipagen, Meubeln, Nippen, sogar die Garderobe. — Strax und Cephise haben kaum mehr ein spärliches Auskommen.... Seit dem leben sie in der erbaulichsten Eintracht, und erscheinen stets mit einander.

Thrasot war ein junger Mensch von einigen Talenten, aber er konnte sich doch nicht empor arbeiten. Er macht Bekanntschaft mit Dorinden, erhält durch die Familienver-

bindungen derſelben einen guten Poſten, heirathet ſie, und ſcheint aus Dankbarkeit ein zärtlicher Ehemann. — Es entſtehen vortheilhafte Conjuncturen für ihn. Er ſteigt von Stufe zu Stufe, entfernt ſich aber auch ſtufenweiſe immer mehr von ſeinem Weibe und ſeiner Familie. Sie kränkt ſich darüber auf das bitterſte; aber er iſt bereits ein bedeutender Mann, ein Mann von Einfluß, und ſo unausgeſetzt von Sollicitanten und Anräucherern belagert, daß er ganz auf ſeine häuslichen Verhältniſſe vergißt, und nur im ſüßen Schooße der intriguirenden Geſchäftigkeit lebt. Seiner Frau will darüber vor Gram das Herz brechen.... Thraſot macht einen politiſchen faux pas. Er wird plötzlich außer Activität geſetzt. — Seine bisherigen Klienten und Anräucherer gehen an ihm vorüber, ohne ihn mehr zu kennen.... Nun kehrt er wieder in ſein Haus zurück, und lebt ſeit dem in der ſchönſten ehelichen Eintracht.

CIV.

Geldsucht.

Ohne der mancherley körperlichen Suchten zu erwähnen, mit denen uns die Stiefmutter Natur gelegenheitlich zu beschenken pflegt, als da sind die Gelbsucht, Wassersucht, Schwindsucht, Trommelsucht, die hinfallende Sucht u. s. w. entwickeln sich aus der Verdorbenheit der menschlichen Natur, nach Zeit und Umständen, ebenfalls mancherley häßliche oder schädliche moralische Suchten.

So haben fast alle Weiber die Putzsucht, die Gefallsucht, die Tanzsucht, die Lästersucht u. s. w.

Von den Männern aus der feinen Welt laboriren die einen an der Reitsucht, die andern an der Bausucht; diese an der Spielsucht, jene an der Titelsucht, u. s. w.

Keine der moralischen Suchten aber hat in unsern Zeiten so allgemein um sich gegriffen wie die Geldsucht; diese ist im strengsten Sinne endemisch geworden.

Die Maxime, welche ehedem nur niedrige

Geitzhalse von Vätern ihren lieben Söhnlein, oder schmutzige Gauner ihren vertrauten Spießgesellen ganz heimlich in die Ohren raunten; diese Maxime wird jetzt fast öffentlich ohne allen Scheu geprediget:

O cives cives, quaerenda pecunia primum!
Virtus post nummos; probitas laudatur et alget.

Und es gibt keinen Sackträger, kein Höckerweib, die nicht unverhohlen sagen: man muß sich Geld verschaffen, denn

„Das Geld regiert die Welt! ja sie trösten sich sogar einigermaßen über den Uebermuth und die allenfalls zum Vorschein kommenden Ausbrüche von Hartherzigkeit, Gewaltthätigkeit oder Ungerechtigkeit der Reichen, weil es Reiche sind, und weil das Geld die Welt regiert.

Wenn in England die Rede auf einen Mann kömmt, den man noch nicht kennt, so ist dort die erste Frage: „*What is he worth* *)?... Ich weiß nicht, ob diese Frage

*) Was ist er werth? das heißt: wie viel hat er Vermögen?

auch im alten Karthago ſchon gänge war; aber dem Anſchein nach dürfte ſie bey uns auch bald nationaliſirt werden.

Es iſt theils lächerlich, theils widerlich, zu ſehen und zu hören, überhaupt aber beynahe unglaublich, welche Mittel, welche Kniffe, welche Ränke, welche Niedrigkeiten ſich oft Leute aus mancherley Ständen erlauben, um Geld zu erhaſchen, das ſie bald eben ſo leichtſinnig wieder verſchländern, als ſeltſam ſie es erſchnappt haben; denn die übertriebene Genußſucht erzeugt die Geldſucht, und die Geldſucht gebiert wiederum die Genußſucht. — Dieß iſt der Circulus vitiosus, in dem ſich dieſe beyden häßlichen Baſtarde unſrer Zeit herum treiben.

Die ſchlimmen Reſultate davon hat ein weiſer Mann mit folgenden Worten geſchildert.

„Wenn das Geld einmahl eine allgemeine Herrſchaft über die Gemüther erhalten hat, dann verdreben ſich die Meinungen und Sitten durch die Vermiſchung der Stände; die Künſte und Fertigkeiten von der angeneh-

men Art verfeinern zwar die Gesellschaft, aber sie verderben dieselbe. Die Geschlechter nähern sich mehr, verführen sich wechselweise, und das Schwächere zieht das Stärkere in seinen eiteln Hang zu Putz und Unterhaltungen hinein. Das Weib wird zum Kind, und der Mann wird zum Weib. Man spricht von Genuß, man beschäftiget sich bloß mit Genuß. An die Stelle der männlichen und stärkenden Leibesübungen tritt die Lust an Schauspielen, von denen man alle Leidenschaften annimmt, die ein Volk weibisch machen müssen, wenn nicht ein gewisser Geist von Patriotismus darin vorkömmt. Die Reichen gewöhnen sich an den Müßiggang, und auch bey den arbeitenden Classen nimmt die Liebe zur Arbeit ab. Die Verfeinerung der Künste vermehrt die Moden; die Moden vermehren die Ausgaben; der Luxus wird zum Bedürfniß; das Ueberflüssige nimmt die Stelle des Nothwendigen ein; man kleidet sich besser, und lebt schlechter. Das gemeine Volk lernt die Ausschweifung eher kennen als die Liebe. Auch der Bürgersmann sucht eher Geld als

ein Weib, und verliert beyde durch ein liederliches Leben.“

So ſpricht Raynal.

CV.

Schilderung Wiens für die Pariſer, von Malte-Brun.

Im Jahre 1809 hatte Wien aus bekannten Urſachen für die Franzoſen überhaupt, und beſonders für die Pariſer, ein erhöhtes Intereſſe. Mehrere öffentliche Blätter daſelbſt gaben Notizen von der Hauptſtadt Oeſterreichs. Der Moniteur machte einen ziemlich guten topographiſchen Auszug aus der hier erſchienenen Description de Vienne.

Herr Malte-Brun in Paris, der ſich durch ein großes geographiſches Werk bekannt gemacht hat, wollte den Pariſern etwas Umſtändlicheres und Unterhaltendes über Wien ſagen, und rückte deßhalb in ſein Journal

(Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire) ein von ihm ſelbſt verfertigtes ſo genanntes *Tableau de Vienne* ein, welches ungefähr 50 Seiten füllt. Er verſichert die Materialien hierzu aus Nicolai, Risbeck, De Luca, Pezzl, Rohrer und Bertuch, und überhaupt aus den neueſten Schriftſtellern über Wien genommen zu haben. Dieſer Umſtand zeigt alſo zwar von einer Seite, daß Herr Malte-Brun die deutſchen Originale verſtehe, von der andern aber, daß er Altes und Neues durch einander geworfen habe; denn was Nicolai und Risbeck vor dreyßig, und De Luca vor zwanzig Jahren ſchrieben, paßt auf das heutige Wien nicht mehr.

Da es dem Herrn Malte-Brun ohne Zweifel darum zu thun war, daß ſein Gemählde von Wien dem Original gleich ſey, ſo wird er es mir ohne Zweifel Dank wiſſen, wenn ich ihm einige falſche Pinſelſtriche anzeige, die ihm bey ſeiner Mahlerey entſchlüpft ſind.

* * *

Nach einer kurzen hiſtoriſchen Einleitung, die ich übergehe, um nicht zu weitläufig zu werden, ſchildert Herr M. B. das Materielle der Stadt Wien.

Seite 13. ſagt er: „Das Zeugbaus iſt das einzige ſehenswürdige Gebäude in der Stadt *)." — Das Zeughaus enthielt ehedem wohl in ſeinem Innern manche Merkwürdigkeit, aber als Gebäude hat es in Wien nie die mindeſte Aufmerkſamkeit erregt.

Seite 14. ſagt er von der Dreyfaltigkeitsſäule auf dem Graben: „daß ſie weder „Pyramide noch Säule ſey; daß ſie, ſo wie „die Säule auf dem Hof und jene auf dem „hohen Markt, zwar ein Denkmahl der ehe„mahligen Andacht, aber auch eines ſehr „ſchlechten Geſchmacks ſey." — Und daran hat er Recht; wenn er aber mit anmaßlicher Spaßhaftigkeit hinzu ſetzt: „daß man im „Jahr 1804 noch einen heiligen Joſeph und

*) Aucun autre édifice remarquable que l'arsenal n'y attire les regards.

„einen heiligen Leopold in jene Säule hinein „logirt habe *)" — wenn er S. 15. ſagt: „daß die Kaiſerliche Burg mitten in der „Stadt ſtehe **)" — ſo verräth er deutlich, daß er die hier erſchienene Beſchreibung von Wien nicht geleſen habe, denn daraus würde er erſehen haben, daß die erwähnten Statuen des heiligen Joſephs und Leopolds auf zwey Springbrunnen ſtehen, deren jeder 70 Schritte von der Dreyfaltigkeitsſäule entfernt iſt, und daß die Burg nicht mitten in der Stadt, ſondern am Ende derſelben, dicht an den Baſtionen liege.

Nachdem M. B. von dem zu engen Raum und den hohen vollgeſtopften Häuſern geſprochen hat, ſetzt er höchſt naiv hinzu: „Es gibt wenige Häuſer in Wien, worin „nur ein einziger Menſch wohnt ***)". —

---

*) En 1804 on y a encore logé un St. Joseph et un St. Léopold.

**) Le chateau où réside la cour, est situé au milieu de la ville.

***) Rarement une maison entiere est occupée par un seul individu.

Cephise nicht viel weniger. Sie heirathen sich, und machen zusammen ein schönes fröhliches Haus. Aber nach vier Wochen welch eine Wirthschaft! — Es schien als ob sie gar nicht geheirathet wären; sie sahen sich oft zwey und drey Wochen mit keinem Auge: er ist in einem Flügel des Hauses, sie im anderen; er in einem Theater, sie im anderen; er auf diesem Hausball, sie auf jenem; er in Dornbach, sie in Schönbrunn. — Endlich entsteht ein Prozeß zwischen ihnen über wechselseitige Eingriffe in das Vermögen. Aus dem Prozeß wird ein Bankerott. — Das große Geld ist fort; die unbarmherzigen Gläubiger versteigern Equipagen, Meubeln, Nippen, sogar die Garderobe. — Stax und Cephise haben kaum mehr ein spärliches Auskommen.... Seit dem leben sie in der erbaulichsten Eintracht, und erscheinen stets mit einander.

Thrasot war ein junger Mensch von einigen Talenten, aber er konnte sich doch nicht empor arbeiten. Er macht Bekanntschaft mit Dorinden, erhält durch die Familienver-

kung gemacht hat: „daß die ernsthaften Wis„senschaften in despotischen Reichen nicht „verdächtig seyen" — behauptet er: „daß „die plumpen Späße Blumauers *), die „romantischen wenig interessanten Epopeen „Alxingers, die Pindarischen und Ossiani„schen, manchmahl ziemlich gerathenen Oden „des Denis, Jüngers Komödien, Collins „Tragödien, und die Dramen des Holbein „(Ohe!) der ganze Kram seyen, den „die Oesterreicher im Fache der schönen Wis„senschaften aufzuweisen haben." — Wer der Herr Sonnenberg sey, der, nach M. B. in seinen Werken die Demüthigung Frankreichs und die Auferstehung des deutschen Reichs prophezeyt haben soll, weiß hier Niemand.

Gar sonderbar spricht M. B. von der hiesigen Universität: „die Wiener-Universi„tät ist eine bedeutende Anstalt; sie hat un„ter andern Professoren zwey für die lateini„sche Sprache, einen für die französische

*) Les grosses plaisanteries de Blumauer.

ten die übrigen Stände in der Gesellschaft fast allgemein. . . . Was die *bonne compagnie* in Paris um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war, wissen wir wohl; was seit der Revolution diesen Nahmen trägt, ist uns Nicht-Parisern noch nicht deutlich genug bekannt, und somit kann ich auch nicht angeben, ob in Wien die bonne compagnie à la Parisienne existire.

Ein paar ungezogene Ausfälle, die sich M. B. erlaubt hat, sind vermuthlich der Epoche zuzuschreiben, in welcher er sein so genanntes Tableau de Vienne ausfertigte; ein Jahr später würde er sie wohl nicht gethan haben.

Den Anstalten für Künste und Wissenschaften, der Betriebsamkeit im Fabrikwesen, dem biederen und rechtlichen National-Charakter der Wiener läßt er so ziemlich Gerechtigkeit wiederfahren.

Was er übrigens noch von den Gesellschaften, von den Weibern, von der Titelsucht, vom Luxus, vom Hang nach Genuß und den daraus entspringenden Lastern u. s. w.

ſagt, iſt die aus einander geſetzte Praxis von dem bekannten Spruch: C'est partout comme chez nous.

Es iſt immer eine mißliche Sache, eine große Stadt zu ſchildern, ohne ſelbſt und lange in derſelben gelebt zu haben. Freylich gibt Herr Malte-Brun ſeine lange Liſte von Schriftſtellern über Wien an, die er benützt haben will; wenn man aber die vielen Unrichtigkeiten in ſeinem Tableau ſieht, ſo möchte man faſt glauben, er habe jene Schriften entweder ſehr obenhin durchblättert, oder ſie ſtünden wohl gar nur zur Parade da. Und wenn er die Quellen zu ſeinem großen geographiſchen Werke nicht aufmerkſamer benützt, und getreuer excerpirt hat, als die zum *Tableau de Vienne*, ſo möchte der Werth desſelben nicht ſehr groß ſeyn.

CVI.

Consumtions-Tabellen von den Jahren 1810 und 1811.

Vom 1. November 1809 bis zum letzten October 1810 wurden an den Linien von Wien verzollt:

Ochsen	60236	Stücke.
Kühe	3625	——
Kälber	62132	——
Schafe	83280	——
Lämmer	95291	——
Schweine	108003	——
Spanferkel	56[illegible]	——
Oesterreicher Weine	656004	Eimer.
Ungarische Weine	56843	——
Ausländische Weine	1293	——
Bier	457421	——
Mehl (weißes)	500120	Zentner.
Mehl (schwarzes)	193290	——
Gries	11782	——
Brot in Laiben	7599	——
Weitzen und Korn	269239	Metzen.
Gerste	128482	——

men Art verfeinern zwar die Gesellschaft, aber sie verderben dieselbe. Die Geschlechter nähern sich mehr, verführen sich wechselweise, und das Schwächere zieht das Stärkere in seinen eiteln Hang zu Putz und Unterhaltungen hinein. Das Weib wird zum Kind, und der Mann wird zum Weib. Man spricht von Genuß, man beschäftiget sich bloß mit Genuß. An die Stelle der männlichen und stärkenden Leibesübungen tritt die Lust an Schauspielen, von denen man alle Leidenschaften annimmt, die ein Volk weibisch machen müssen, wenn nicht ein gewisser Geist von Patriotismus darin vorkömmt. Die Reichen gewöhnen sich an den Müßiggang, und auch bey den arbeitenden Classen nimmt die Liebe zur Arbeit ab. Die Verfeinerung der Künste vermehrt die Moden; die Moden vermehren die Ausgaben; der Luxus wird zum Bedürfniß; das Ueberflüssige nimmt die Stelle des Nothwendigen ein; man kleidet sich besser, und lebt schlechter. Das gemeine Volk lernt die Ausschweifung eher kennen als die Liebe. Auch der Bürgersmann sucht eher Geld als

[illegible]	410883
[illegible]	294332
[illegible]	21112
[illegible]	10909
[illegible]	180260
[illegible]	14372
[illegible]	650076
[illegible]	37858
[illegible]	19630
[illegible]	1011519
[illegible]	26740
[illegible]	52336
[illegible]	2056
[illegible]	97[illegible]9

CVII.

[illegible]

[illegible]

Wien hatte im Jahre 1782

	in der Stadt Häuser	1310
	in den Vorstädten —	4084
i. J. 1787	in der Stadt Häuser	1324
	in den Vorstädten —	4283
i. J. 1809	in der Stadt Häuser	1376
	in den Vorstädten —	5541

Im Jahre 1782 wohnten

in der Stadt	51466	Seelen.
in den Vorstädten	154654	——
Summe	206120	Seelen,

ohne die Fremden und Militärpersonen.

Darunter waren Adeliche	2611
Geistliche	1979
Beamte und Honoratioren	3123
Künstler, Bürger, Handwerker	5890

Im Jahre 1785 hatte ganz Wien

Bewohner 217967

ohne Fremde und Garnison.

J. J. 1796	an In- und Ausländern	235098
J. J. 1800	an In- und Ausländern	232638
J. J. 1807	an In- und Ausländern	219023
	Darunter waren Adeliche	4342

Geiſtliche	984
Beamte und Honoratioren	4493
Künſtler, Bürger, Gewerbsleute	9201
Häusler und Gärtler	31552
Im Jahre 1810 an Inländern	212355
an nicht nationaliſirten Ausländern beyderley Geſchlechts	11737
Summe	224092

ohne Militärperſonen, und die täglich ab- und zugehenden Fremden, welche beyde Rubriken man auf 13000 Köpfe anſchlagen kann.

Alſo Summe 237092

Von dieſer ganzen Summe der Einwohner wohnten in der Stadt 46437, die übrigen in den Vorſtädten *).

Bey dieſen Angaben werden jedermann vorzüglich folgende Umſtände auffallen:

Im Jahre 1782 hatte die eigentliche

*) Berlin, die einzige Stadt Deutſchlands, welche man mit Wien in Vergleich ſetzen kann, hatte im Jahre 1810: Häuſer 7351, Einwohner 153070.

Stadt 1310 Häuſer, und doch wohnten 51466 Menſchen in derſelben. Seit dem wurde das ungeheure Bürgerſpital zu Wohnungen eingerichtet; es wurden auf dem Grunde des Kapuziner- und Franciscanergartens einige ſehr große Häuſer erbaut; es wurden auf der ſo genannten Baſtey mehrere Häuſer theils neu gebaut, theils vergrößert; es wurden wenigſtens auf 150 Häuſer neue Stockwerke geſetzt; es wurden hier und da an die Stelle von alten kleinen Häuſern große neue Häuſer angelegt, wie z. B. auf dem hohen Markt, beym Dorotheerhofe u. ſ. w. und nur fünf ziemlich unbedeutende Häuſer wurden gänzlich niedergeriſſen, und ihr Platz leer gelaſſen, nähmlich auf dem Stephansplatz und hohen Markt. Folglich ſind von jener Zeit bis jetzt wenigſtens für 600 Familien *) neue Wohnungen hergeſtellt worden; und bey all dem wohnen jetzt 5000 Menſchen weniger in der Stadt als damahls; ein Be-

*) Eine jede Familie, wie es gewöhnlich iſt, wenigſtens zu 5 Perſonen angeſchlagen, gibt 3000 Köpfe.

Geiſtliche	984
Beamte und Honoratioren	4493
Künſtler, Bürger, Gewerbsleute	9201
Häusler und Gärtler	31552
Im Jahre 1810 an Inländern	212355
an nicht nationaliſirten Ausländern beyderley Geſchlechts	11737
Summe	224092

ohne Militärperſonen, und die täglich ab- und zugehenden Fremden, welche beyde Rubriken man auf 13000 Köpfe anſchlagen kann.

Alſo Summe 237092

Von dieſer ganzen Summe der Einwohner wohnten in der Stadt 46437, die übrigen in den Vorſtädten *).

Bey dieſen Angaben werden jedermann vorzüglich folgende Umſtände auffallen:

Im Jahre 1782 hatte die eigentliche

*) Berlin, die einzige Stadt Deutſchlands, welche man mit Wien in Vergleich ſetzen kann, hatte im Jahre 1810: Häuſer 7351, Einwohner 153070.

Eine andere auffallende Erſcheinung iſt das abwechſelnde Verhältniß von Adelichen, Geiſtlichen und Beamten in Wien von einem Zeitpunct zum andern.

Es lebten hier:

im Jahre 1782.		im Jahre 1810.	
Adeliche	2611	Adeliche	4342
Geiſtliche	1979	Geiſtliche	984
Beamte	3123	Beamte	4493

Das Verhältniß zwiſchen Knaben und Mädchen, welche zur Welt kommen, iſt wie 104½ zu 100. In den fünf und zwanzig Jahren, von 1783 bis 1807 inclusive, wurden 140149 Knaben und 134160 Mädchen getauft.... Dafür iſt das Verhältniß der Sterbenden beyder Geſchlechter gerade umgekehrt, und die Abweichung noch viel merklicher: nähmlich wie 114⅜ zu 100. Es ſtarben in den eben angeführten fünf und zwanzig Jahren 189844 Menſchen männlichen und nur 165986 weiblichen Geſchlechts.

Das Verhältniß der Gebornen zu den Verſtorbenen iſt ungefähr wie 100 zu 126. Dieſer Abgang wird hier, wie in allen

weis, wie ſehr durch den Luxus die Wohnungen ſind ausgedehnt worden.

Zur Zeit, da ganz Wien nur noch ſechshalbtauſend Häuſer hatte, fand man um Georgi und Michaelis — den beyden Auszieh-Terminen — allenthalben Wohnungen nach Gefallen, und manche blieben ſogar zu halben Jahren leer ſtehen, obſchon die Volksmenge, mit Einſchluß der Fremden (aber ohne Garniſon) auf wenigſtens 258000 Köpfe ſtieg. Jetzt, da Wien gegen 7000 Häuſer und nur (ohne Garniſon) 227000 Seelen hat, iſt allenthalben Mangel an Wohnungen, ſowohl in der Stadt als in den Vorſtädten; noch im vorigen Sommer waren gegen 40 Familien eine Zeitlang ohne Dach und Fach, und mehrere ſelbſt wohlhabende Leute mußten ſich auf das Land ziehen.

Die Zahl des weiblichen Geſchlechts in Wien machte zwar immer einigen Ueberſchuß über die Männer; aber im Jahre 1810 betrug dieſer Ueberſchuß an 11800 Köpfe, wahrſcheinlich eine Folge der lange dauernden Kriege.

Eine andere auffallende Erscheinung ist das abwechselnde Verhältniß von Adelichen, Geistlichen und Beamten in Wien von einem Zeitpunct zum andern.

Es lebten hier:

im Jahre 1782.		im Jahre 1810.	
Adeliche	2611	Adeliche	4342
Geistliche	1979	Geistliche	984
Beamte	3123	Beamte	4493

Das Verhältniß zwischen Knaben und Mädchen, welche zur Welt kommen, ist wie 104½ zu 100. In den fünf und zwanzig Jahren, von 1783 bis 1807 inclusive, wurden 140149 Knaben und 134160 Mädchen getauft.... Dafür ist das Verhältniß der Sterbenden beyder Geschlechter gerade umgekehrt, und die Abweichung noch viel merklicher: nähmlich wie 114⅓ zu 100. Es starben in den eben angeführten fünf und zwanzig Jahren 189844 Menschen männlichen und nur 165986 weiblichen Geschlechts.

Das Verhältniß der Gebornen zu den Verstorbenen ist ungefähr wie 100 zu 126. Dieser Abgang wird hier, wie in allen

europäischen Hauptstädten, unaufhörlich durch den Zufluß von außen ersetzt, welcher diese Städte immer mit mehr Menschen anfüllt, als in manchen Rücksichten gut ist.

* * *

Krankenlisten in den Spitälern und anderen Heilungsanstalten Wiens, vom Jahre 1808.

Im allgemeinen Krankenhause sind mit Ende des J. 1807 verblieben:

Personen	751
Im Jahre 1808 wurden aufgenommen	11129
Summe	11880
Hiervon gesund entlassen . .	8403
unheilbar in ein Siechenhaus gegeben	215
nach Hause entlassen . . .	703
gestorben	1678
am Ende des Jahrs im Hause verblieben	881
Von hundert Kranken starben .	14½
J. Jahr 1810 behandelt . .	13330
entlassen . . .	10380
gestorben . . .	2239

Im Gebärhause vom Jahr 1807 verblieben	— Mütter —	Kinder
	47	7
Zuwachs vom J. 1800	855	877
	902	884
Entlassen wurden .	831	802
gestorben . .	7	72
am Ende des Jahrs verblieben . .	64	10

Von 100 Kindern starben 8½, von 1000 Müttern 7.

	M.	K.
Im Jahr 1810 behandelt	813	707
entlassen .	742	623
gestorben .	6	76

Im Irrenhause vom Jahr 1807 verblieben: Personen . .	275
Zuwachs vom J. 1808 . .	192
	467
Entlassen	147
gestorben	50
	197
am Ende des Jahrs verblieben .	270

von hundert starben 10$\frac{3}{4}$

Im J. 1810 behandelt . . .		508
entlassen . . .		165
gestorben . . .		58
In den unentgeldlichen Krankenanstalten der Polizeybezirke:		
Vom J. 1807 verblieben . .		403
Im J. 1808 behandelt . .		11888
		12291
hiervon genesen .	11327	
ungeheilt ausgetreten	322	12115
in Spitäler gebracht	195	
gestorben . . .	261	
am Ende des Jahrs verblieben .		176
von hundert Kranken starben 2 1/8		
J. J. 1810 behandelt . .		5303
genesen . . .		4455
gestorben . .		218
Im Spitale der barmherzigen Brüder:		
Vom J. 1807 verblieben . .		127
J. J. 1808 aufgenommen .		2536
		2663
genesen . . .	2203	2532
gestorben . . .	320	

am Ende des Jahrs verblieben		140
von hundert ſtarben 12⅔		
J. J. 1810 behandelt		2329
entlaſſen		1780
geſtorben		425

Im Spitale der Eliſabethinerinnen:

Vom J. 1807 verblieben		46
J. J. 1808 aufgenommen		495
		541
geneſen	388	492
geſtorben	104	
am Ende des Jahrs verblieben		49
von hundert ſtarben 19¼		
J. J. 1810 behandelt		539
entlaſſen		393
geſtorben		98

Im Arreſtanten-Spitale:

Vom J. 1807 verblieben		100
J. J. 1808 behandelt		1631
		1731
geneſen	1575	1631
geſtorben	56	
am Ende des Jahrs verblieben		100
von hundert ſtarben 3¼		

J. J. 1810 behandelt		1912
geheilt		1738
gestorben		86

Im Juden-Spitale:

Vom J. 1807 verblieben		11
J. J. 1808 aufgenommen		114
		125
genesen	112	119
gestorben	7	
am Ende des Jahrs verblieben		6

von hundert starben $5\frac{1}{5}$

J. J. 1810 behandelt		135
entlassen		121
gestorben		7

In den beyden Versorgungshäusern am Alserbach und in der Währingergasse:

Vom J. 1807 verblieben		361
J. J. 1808 aufgenommen		804
		1165
genesen	547	858
in Spitäler übersetzt und ungeheilt entlassen	51	
gestorben	216	

am Ende des Jahrs verblieben .		268
von hundert ſtarben 28½		
J. J. 1810 behandelt . .		863
überſetzt oder entlaſſen		132
geſtorben . . .		293

In der Armen-Augenkur-Anſtalt:

J. J. 1808 behandelt . .		355
geheilt . . .	258	333
ungeheilt entlaſſen	41	
ſelbſt ausgeblieben	34	
am Ende des Jahrs in der Heilung geblieben		22
von 37 Operationen hatten 30 einen glücklichen Erfolg.		
J. J. 1810 behandelt . .		320
geheilt . . .		273

Im Findelhauſe:

Vom J. 1807 verblieben Kinder		1529
J. J. 1808 aufgenommen .		3028
		4557
entlaſſen .	214	3045
geſtorben . .	2831	
am Ende des Jahrs verblieben .		1512
davon im Hauſe . . .		196

in den Vorstädten . . . 996
auf dem Lande 320
von hundert starben 6 2/7.

Im Bürgerspitale zu St. Marx:

J. J. 1810 Kranke behandelt . 269
genesen . . . 204
gestorben . . . 50

In der Heilanstalt für kranke Kinder:

J. J. 1810 behandelt . . 4298
genesen . . . 3863
gestorben . . . 344

Im Waisenhause:

J. J. 1810 kranke Kinder behandelt 256
genesen . . . 230
gestorben *) . . 3

* * *

Armen-Stand.

Kaiser Joseph II. hatte im Jahre 1784 das Armen-Institut errichtet, wobey die

*) Aus den vaterländischen Blättern für den Oesterreichischen Kaiserstaat, welche einen reichen Schatz von interessanten Notizen jeder Art enthalten.

Dürftigen nach dem Verhältniß ihrer gänzlichen Verdienstlosigkeit, oder noch einiger Fähigkeit etwas zu erwerben, in vier Classen getheilt wurden, und die, einmahl bey dem Institute eingeschrieben, nach jener Abstufung, täglich 8, 6, 4, oder 2 Kreuzer erhielten. Der stets steigende Preis auch der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, und manche bey dem Institute eingeschlichene Mißbräuche machten es nothwendig, dabey eine Veränderung vorzunehmen.

Im Jahre 1801 wurde deßhalb eine eigene Commission angeordnet. Man wollte bey der neuen Einrichtung des hiesigen Armenwesens die hamburgischen Armen-Anstalten zum Muster nehmen, die Rumfordischen Suppen einzuführen u. s. w. Allein der Erfolg bewies, daß diese Verfügungen für Wien nicht passend seyen.

Die erste Operation der Armen-Commission war gewesen, den Armen-Stand zu erheben. Bey dieser Untersuchung meldeten sich als Arme in allem 37552 Personen, darunter waren:

Männer	6086
Weiber	12643
erwachsene ledige Personen .	10123
Kinder zwischen 6 u. 12 Jahren	4829
Kinder unter 6 Jahren . .	3871
	37552

Allein bey genauerer Untersuchung dieser auf die Unterstützung des Armen-Instituts Anspruch machenden Menschen, wurden sogleich 18951 als solche erklärt, welche jenen Anspruch nicht haben, weil sie entweder durch sich selbst, oder durch nahe Verwandte hinlänglichen Unterhalt finden konnten, oder ganz Fremde waren.

Von den noch übrig gebliebenen und zur öffentlichen Unterstützung geeigneten 18601 Personen wurden 9246 auf Arbeit angewiesen; ein Theil davon kam in das neu errichtete Zwangs-Arbeitshaus; andere sollten durch die vielen hier befindlichen freywilligen Arbeits-Anstalten Verdienst finden, und noch andere durch Beschäftigung bey Privatleuten oder zu Hause sich erhalten. Dem

Ueberrest wurde eine tägliche Aushülfe an Geld bewilliget.

Die Zeitumstände, die Veränderung in dem Werthe des Papiergeldes und folglich auch in den Preisen der Lebensbedürfnisse, nebst mancherley andern Ursachen, haben seit dem Jahre 1801 auch wieder manche Veränderungen bey dem Armenwesen nothwendig gemacht. Die tägliche Aushülfe ist stufenweise erhöht worden; und seit der Erscheinung des Finanzpatentes vom 20. Februar sind die vier Classen der Armen wieder auf den Stand gesetzt worden, welcher bey Errichtung des Armen-Instituts angenommen worden ist. Die ganze Zahl der Armen, welche vom Institute eine regelmäßige tägliche Unterstützung erhält, beträgt im Durchschnitt jährlich ungefähr 4300 Köpfe. — Die mit unheilbaren Gebrechen oder aus anderen Ursachen ganz Hülflosen werden in den Versorgungshäusern untergebracht.

* * *

Liſte der in den letzten zwey Jahren Gebornen, Geſtorbenen und Getrauten.

1810.

Geboren	10013
Geſtorben *)	17445
Getraut (Paare) . . .	3532

1811.

Geboren	13264
Geſtorben	15359
Getraut (Paare) . . .	3274

*) Die mindere Zahl der Gebornen, und die hohe Zahl der Todten in dieſem Jahre war zum Theil noch eine Folge von dem Einfluß der feindlichen Invaſion des vorhergegangenen Jahres.

Beym Verleger dieses ist auch zu haben:

Skizze von Wien,

unter

der Regierung Joseph des Zweyten.

Vierte Auflage.

In 2 Theilen, Taschenformat.

Inhalt des ersten Theils.

I. Lage.
II. Uebersicht.
III. Clima.
IV. Physiognomie der Stadt.
V. Die Vorstädte.
VI. Vorschläge.
VII. Plan von Wien.
VIII. Apologie der großen Städte.
IX. Der Kaiser.
X. Fürst Kaunitz.
XI. Bevölkerung.
XII. Anhang zur Bevölkerung.
XIII. Consumtion.
XIV. Menschengattung und Anzug.
XV. Der hohe Adel.
XVI. Der zweyte Adel.
XVII. Der gemeine Mann.
XVIII. Lebensbedürfnisse.
XIX. Gastfreyheit.
XX. Politischer Charakter der Wiener.
XXI. Moralischer Charakter der Wiener.
XXII. Gecken beyderley Geschlechts.
XXIII. Spielsucht.
XXIV. Lotterie.
XXV. Titelsucht.
XXVI. Tagesordnung der Stadt.
XXVII. Sonntage und Feyertage.
XXVIII. Der 12. September.
XXIX. Der Neujahrstag.
XXX. Aeneas, Sylvius, Shakespeare, Lady Montague und Keyßler.
XXXI. Der Hof.

XXXII. Die Burg.
XXXIII. Der Kammerherrnschlüssel.
XXXIV. Polizey.
XXXV. Freyheit im Reden.
XXXVI. Neugierde.
XXXVII. Pracht und Aufwand.
XXXVIII. Ein großes Haus.
XXXIX. Holzverbrauch.
XL. Bancozettel.
XLI. Nationaltheater.
XLII. Von der Liebe.
XLIII. Galanterie.
LXIV. Abnahme der Ehen.
XLV. Falsche Schlüsse.
XLVI. Wohnungen, Miethzimmer.
XLVII. Weinkeller.
XLVIII. Bierhäuser.
XLIX. Institut der Taubstummen.
L. General-Seminarium.
LI. Allgemeines Krankenhaus.
LII. Todtenschaueramt und Todtenlisten.
LIII. Begräbnisse.
LIV. Periodische Schriften.
LV. Die Hetze.
LVI. Unbequemlichkeiten.
LVII. Bequemlichkeiten.
LVIII. Volkslaune.
LIX. Aufklärung.
LX. Religion.
LXI. Toleranz.
LXII. Protestanten.
LXIII. Gewissensfreyheit.
LXIV. Ueber den Deismus.
LXV. Die heilige Wegzehrung.
LXVI. Griechen.
LXVII. Fiacker, Löhnkutscher.
LXVIII. Die Bastey.
LXIX Naturalien-Cabinett.
LXX. Schlittenfahrten.
LXXI. Gassenkehrer.
LXXII. Wälsche und deutsche Oper.
LXXIII. Reife Mädchen.
LXXIV. Kaiserliche Bibliothek.
LXXV. Das Belvedere.

LXXVI. Tracteurs.
LXXVII. Der Faſching.
LXXVIII. Die Faſten.
LXXIX. Volksliſten vom Jahre 1786.
LXXX. Conſumtion vom Jahre 1786.

Inhalt des zweyten Theils.

I. Die Donau.
II. Literatur.
III. Schriftſteller.
IV. Broſchuriſten.
V. Geiſtlichkeit.
VI. Kammerjungfern.
VII. Stubenmädchen.
VIII. Redoute.
IX. Luſtmädchen.
X Luſtſeuche.
XI. Soll man Bordelle (Freudenhäuſer) anlegen?
XII. Chyrurgiſche Akademie.
XIII. Schneider.
XIV. Kaffehhäuſer.
XV. Zeitungen.
XVI. Geſchriebene Zeitungen.
XVII. Mädchen-Penſionat.
XVIII. Der Prater.
XIX. Egoismus.
XX. Brittenſucht.
XXI. Moden.
XXII. Kirchen.
XXIII. Bäder.
XXIV. Akademie der Künſte.
XXV. Schatzkammer.
XXVI. Vieharzeneyſchule und Thierſpital.
XXVII. Der 31. December.
XXVIII. Der Türkenkrieg.
XXIX. Das Schänzel.
XXX. Banco und Börſe.
XXXI. Juden.
XXXII. Nonnenklöſter.
XXXIII. Weine.
XXXIV. Stephanskirche.
XXXV. Garniſon.
XXXVI. Der Augarten.
XXXVII. Lakeyen.

XXXVIII. Orientaliſche Akademie.
XXXIX. Plätze.
XL. Burgwache.
XLI. Findelhaus.
XLII. Ständelweiber.
XLIII. Ritter-Ordensfeſte.
XLIV. Univerſität.
XLV. Mönche.
XLVI. Agenten.
XLVII. Buchdruckereyen.
XLVIII. Buchhandel.
XLIX. Kunſthandlungen.
L. Lichtenſteiniſche Gallerie.
LI. Kalender.
LII. Penſionen.
LIII. Schuldengefangniß.
LIV. Der Caſperl.
LV. Der Wienfluß.
LVI. Siegesfeſte.
LVII. Hoffeſte.
LVIII. Höchſte oder ſo genannte Hofſtellen.
LIX. Fremde.
LX. Geſellſchaften.
LXI. Conſervation.
LXII. Frohnleichnamstag.
LXIII. Strafgeſetze.
LXIV. Heirathen.
LXV. Limonadehütten.
LXVI. Caſinen.
LXVII. Zeughäuſer.
LXVIII. Der Stock im Eiſen.
LXIX. Inländiſche Waaren.
LXX. Verſchönerungen.
LXXI. Gaſthöfe.
LXXII. Botaniſche Gärten.
LXXIII. Die verſchiedenen Jahrszeiten.
LXXIV. Gückskinder.
LXXV. Schulen.
LXXVI. Verſteigerungen.
LXXVII. Cabinett der Antiken und Münzen.
LXXVIII. Zerſtreute Bemerkungen.
LXXIX. Geſchichte, Topographie u. ſ. w.
LXXX. Gegend um Wien.
LXXXI. Schluß.

Neue Skizze von Wien.

Inhalt des ersten Hefts.

An die Leser.
I. Panorama von Wien.
II. Die Stadt wird zu enge.
III. Statue Josephs.
IV. Der Josephsplatz.
V. Unerhörte Theuerung.
VI. Quartier-Wucher.
VII. Abnahme der Geselligkeit.
VIII. Tabaksdosen und Tabakspfeifen.
IX. Perücken, — der Männer, — der Weiber.
X. Widerruf.
XI. Backenbärte. — Kropfbinden. — Rundköpfe.
XII. Die zwey Fragen.
XIII. Hippomanie.
XIV. Hunds- und Vögel-Doctoren.
XV. Ungarischer Champagner. — Weinverfälschung.
XVI. Bier — dessen Consumtion und Verfälschung. — Das Bier in Berlin.
XVII. Ballette.
XVIII. Er negocirt.
XIX. Spencer. — Shawl. — Nelson. — Neue Mäntel.

XX. Beleuchtete Wagen. — Brennende Nachtfackeln. — Schnelles Fahren.

XXI. Griechinnen unterm 48sten Grad Nordbreite. — Erklärungen.

XXII. Der Rüdikül.

XXIII. Lectüre.

XXIV. Einfluß der Weiber auf die Lectüre.

XXV. Theater an der Wien.

XXVI. Sonntags-Publicum.

XXVII. Pensions-Institute.

XXVIII. Die Nothhelferinn Euterpe.

XXIX. Was ist die Stadt Wien werth?

XXX. Vorschlag zu einer großen Bequemlichkeit.

XXXI. Kaufmannsdiener. — Frauenschneider, Frauenschuster.

XXXII. Rettungsanstalt für Scheintodte.

XXXIII. Lebensbedürfnisse.

XXXIV. Ausstattungslotterie für Dienstmägde.

XXXV. Verschönerungen.

XXXVI. Kärnthnerthor, Kärnerthor, oder Körnerthor.

XXXVII. Consumtions-Tabellen von 1785, 1802 und 1803.

Inhalt des zweyten Hefts.

XXXVIII. Zoologisch-mechanisch-physikalisches Cabinett.
XXXIX. Die Ausländer in Wien.
XL. Kuhpocken.
XLI. Revision der Aushängschilder und Aufschriften.
XLII. Zweydeutige Höflichkeit.
XLIII. Millionairs.
XLIV. Kreida. — Bankerott.
XLV. Haus-Officiers.
LXVI. Der achtzehnte Junius.
LXVII. Die Reichen.
LXVIII. Betteley. — Arbeitshaus.
LXIX. Luxus.
L. Die Gänseweide.
LI. Kunstliebhaberey.
LII. Auslagen der Kaufleute.
LIII. Seltenheit der Nahmen Vater, Mutter, Gatte.
LIV. Advokaten.
LV. Der Canal.
LVI. Leichter Sinn.
LVII. Fremde Sprachen.
LVIII. Hofmeister. — Gouvernanten.
LIX. Schulgelder.
LX. Der Theaterwagen.

LXI. Das Zuchthaus
LXII. Der Todtenwagen.
LXIII. Die barmherzigen Brüder.
LXIV. Pujoulz und die deutſchen Technologen.
LXV. Mädchenſchulen.
LXVI. Ueberſättigung des Publicums an Schauſpielen.
LXVII. Wünſche.
LXVIII. Schrauberey.
LXIX. Die Porzellan-Fabrike.
LXX. Niederlagen der Tiſchler, Uhrmacher und Schlöſſer.
LXXI. Jahrmärkte.
LXXII. Neues Geſetzbuch über Verbrechen und ſchwere Polizey-Uebertretungen.
LXIII. Conſumtions-Tabelle vom Jahr 1804.
LXIV. Volsliſten von Wien aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Stanford University Libraries
3 6105 013 815 316

DI
84,
.P49
v.3

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305